Memoiren einer Favorite.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch
von
A. Kretzschmar.

Autorisirte Uebersetzung.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1866.
A. Hartleben's Verlag.

Erstes Capitel.

Man begreift, daß es der Fürst Giuseppe von Caramanico, damals Vicekönig von Sicilien, war, von welchem zwischen der Königin Caroline und mir die Rede gewesen. Er war Minister des Königs und Geliebter der Königin, als er in der Absicht, für Neapel eine Marine zu schaffen, vorschlug, den Fregattencapitän John Acton von Toscana zu berufen.

Warum ward dieser beinahe ganz unbekannte Mann, der sich durch keinerlei geistige Ueberlegenheit auszeichnete, von dem Fürsten von Caramanico gewählt, der seinerseits ein Geist ersten Ranges war?

Auf dieser Welt ist einmal Alles das Spiel des Zufalls, wenn man das Geschick so nennen will. In Besançon von irländischen Aeltern geboren, trat John Acton in die französische Marine, mußte hier Demüthigungen erfahren, die er, wie man versicherte, auch wirklich verdient hatte, und verließ Frankreich, indem er diesem Lande einen Groll bewahrte, der später in Haß und Erbitterung überging.

Diesen Groll hatte er die Königin Caroline bewogen, zu theilen, noch ehe sie die nur allzu gerechten Beweggründe des Todes Ludwigs des Sechzehnten und Maria Antoinettens dazu hatte.

Eine einzige Thatsache wird von diesem Haß Acton's gegen Frankreich einen Begriff geben.

Während einer Theuerung, wo man in Neapel buchstäblich verhungerte, ließ er ein Schiff mit Getreide, welches Ludwig der Sechzehnte schickte, zurückweisen, blos weil es von Frankreich kam.

Bei einer Expedition gegen die Raubstaaten, wobei er eine Fregatte commandirte, war er der Einzige, der eine gewisse Intelligenz entwickelt, und beim Ausschiffen und Wiedereinschiffen der Soldaten die wesentlichsten Dienste geleistet hatte. Das Gerücht von dieser Thatsache war dem Fürsten von Caramanico zu Ohren gekommen. Eifrig bedacht auf den Ruhm eines Thrones, auf welchem die Frau saß, die er anbetete, hatte er Acton dem König vorgeschlagen, und eine Kopfbewegung der Königin hatte ihren Gemal bewogen, den Vorschlag zu genehmigen.

Aber wie kam es, daß der so loyale, hochgebildete und treue Fürst durch einen einfachen brutalen, mittelmäßigen irländischen Officier, der weder Jugend noch Schönheit besaß, verdrängt werden konnte? Dies ist eines der Räthsel, welche die Liebe oder die Laune aufgibt und welche die Intelligenz nicht zu lösen vermag.

Dennoch geschah das Unerklärliche. John Acton war der Nachfolger des Fürsten Giuseppe di Caramanico, welcher mit dem Titel eines Gesandten nach London geschickt oder vielmehr verbannt ward, und nach Verlauf von zwei oder drei Jahren mit dem eines Vicekönigs nach Sicilien zurückkehrte.

In dem Augenblicke, wo die Königin mir die in dem vorigen Capitel erzählte vertrauliche Mittheilung machte, war er in Palermo.

Man sieht, daß John Acton die Zeit schlecht ge-

wählt, wenn er in einem solchen Augenblicke an die Thür der Königin pochte.

Dennoch aber und als ob diese Unterbrechung genügt hätte, dem Gange ihrer Ideen eine andere Richtung zu geben, schloß Caroline die kleine Casette wieder zu, trug sie zurück in ihr Schubfach, schlug die Klappe, welche dieses Schubfach verbarg, in die Höhe, blieb vor einem Spiegel stehen, ordnete sich das Haar und sagte dann, indem sie heftig an der Klingelschnur riß, mit einem Ausdruck von affectirter Gleichgiltigkeit und Leichtfertigkeit:

»Wir wollen spazieren gehen.«

Einen Augenblick später kratzte man an der Thür.

»Herein!« sagte die Königin, indem sie ihren Kashemir über die Schultern warf.

»Ew. Majestät vergessen, daß Sie die Thür von innen verschlossen haben.«

»Ja, das ist wahr. Oeffne, Emma!«

Ich öffnete.

Die Königin drehte sich herum, um zu sehen, wer hereinkäme.

»Ah, Du bist es, liebe San Marco?« sagte sie. »Wir soupiren heute Abend blos unter Frauen — Du, die San Clemente und ich. Man wird das rosenfarbene Boudoir und den kleinen Salon erleuchten. Man wird unsere gewohnten Gäste benachrichtigen, zum Beispiel Rocca Romana, den alten Gatti, Maliterno, Pignatelli, aber nur keine langweiligen Leute, keine Sittenprediger, keine Diplomaten. Termoli, wenn er kommt, wird willkommen sein.«

»Soll ich ihn einladen?« fragte die Marquise von San Marco.

»O nein! Ueberlassen wir auch dem Zufall etwas.«

Dann wendete sie sich zu mir und fuhr fort:

»Ich meine den Sohn des Herzogs von San Nicandro, des Dummkopfes, welcher die Erziehung des Königs geleitet hat. Er schämt sich über die Art und Weise, auf welche sein Vater seine Aufgabe gelöst, so sehr, daß er den Namen eines seiner Lehngüter, Termoli, angenommen hat. Er ist ein Mann von Geist und ich habe mir auch vorgenommen, die Schuld des Vaters nicht an dem Sohne heimzusuchen, sondern ihm zu verzeihen. Lemberg aber unter keinem Vorwand. Nur keine Gelehrten! Die Gelehrten sind in allen Ländern der Welt langweilig, in Italien aber bringen sie einen förmlich zur Verzweiflung. Also Du hörst, liebe San Marco,« sagte sie, sich wieder umdrehend, »in Summa zehn oder höchstens zwölf Personen von meinen intimen Freunden.«

Dann führte sie mich nach der großen Treppe und hob wieder an:

»Ich habe vertraute Freunde und der König hat die seinigen ebenfalls. Die letzteren sind allerdings nicht sehr zahlreich.«

Wir gingen die Treppe hinunter. Ein Wagen erwartete uns im Hofe. Er war mit zwei Pferden bespannt und ohne andere Auszeichnung als ein F und ein B mit einer geschlossenen Krone darüber. Der Kutscher trug keine Livrée.

Die Königin und ich, wir waren die eine genau so gekleidet wie die andere. Ein Kleid von weißem Atlas, eine weiße Feder im Haar, ein blauer Kashemir machten unsere ganze Toilette aus.

Der einzige Unterschied, der zwischen uns bestand, war der, daß die Königin goldblondes Haar hatte, während das meinige dunkelkastanienbraun war.

Wir verließen den Palast und fuhren den sogenannten Riesenhügel und Santa Lucia hinab, an dem kleinen Palast Chiatamone, einem der Lustschlösser des Königs vorüber, dann die Chiaja hinab und die Mergellina entlang bis zu der Ruine, die das Volk, welches großen Ausschweifungen oder großen Verbrechen allemal eine gewisse Popularität gibt, den Palast der Königin Johanna nennt, der aber in der That der Palast Anna Caraffa's ist, welchen der Herzog von Medina Celi, ihr Gemal, als er nach dem Sturze des Großherzogs Olivarez nach Spanien zurückgerufen ward, halb vollendet ließ und der heute noch so dasteht, wie er ihn gelassen.

Um hierher zu gelangen, waren wir an einem Haus von ziemlich schönem Aussehen vorübergekommen, welches zu jener Zeit noch keine Nummer trug, denn die Häuser von Neapel wurden erst fünf oder sechs Jahre später numerirt. Als wir an diesem Hause vorbeikamen, streckte die Königin den Arm aus.

»Du siehst dieses Haus,« sagte sie.

»Ja, Majestät,« antwortete ich.

»Wohlan, dies ist das Fischhaus meines erhabenen Gemals. Hier am Strande verkauft er die Fische, die er gefangen, und führt dabei eine Sprache, welche der seiner guten Freunde, der Lazzaroni, nichts nachgibt. Du hast wohl diesem Schauspiel noch niemals beigewohnt?«

»Nein, Majestät, auch wünsche ich es nicht.«

»Da thust du unrecht. Es würde Dir das von der könig-

lichen Majestät wahrscheinlich einen ganz anderen Begriff geben, als welchen Du jetzt davon hast.«

Und sie warf sich mit einer jener Geberden von Ungeduld und Verachtung, die man nur, wenn sie von ihrem Gemal sprach, an ihr bemerkte, in den Hintergrund ihres Wagens zurück.

Es war die Stunde der Promenade. Es gab einen ungeheuren Zusammenfluß von Equipagen, welche der Gewohnheit gemäß bis zum äußersten Ende der Mergellina, dann zurück die Chiaja hinauf bis zur Kirche San Fernando, die Toledostraße entlang bis zum Mercatello fuhren und so, als ob sie dazu verdammt wären, immer wieder denselben Weg wiederholten.

Es gibt in der That nur eine Promenade in Neapel, wenn man nämlich ein staubiges Pflaster und eine Straße, in welcher bei Tage fünfzig und während der Nacht dreißig Grad Hitze herrschen, eine Promenade nennen kann.

Während der ganzen Promenade war der königliche Wagen Gegenstand der allgemeinen Neugier. Ich war in Neapel noch wenig bekannt, so daß diese einer fremden Person, einem neuen Gesicht erzeigte Ehre das Erstaunen eines Jeden erweckte. Nur einige Hofdamen, welche sich wie auf einen elektrischen Schlag in ihren Wagen erhoben, riefen die einen: »Lady Hamilton,« die andern: »Die englische Gesandtin!« Zwei oder drei riefen: »Emma Lyonna!« kurzweg und dies bewies unglücklicherweise, daß ich auch unter diesem Namen bekannt war.

Wir kreuzten meinen alten Anbeter, den Bischof von Derry. Als er mich in dem Wagen der Königin erblickte, ward sein Gesicht durch einen Freudestrahl verklärt, aber

er schien durchaus nicht erstaunt zu sein. Hätte er mich selbst zur rechten Hand der Juno oder zur linken der Minerva sitzen gesehen, so würde er gefunden haben, daß ich an meinem Platze sei, und auf alle diese Ausrufungen, alle diese Beweise von Erstaunen antwortete die Königin nur mit ihrem stolzen Lächeln, welches zu sagen schien:

»Warum nicht, wenn es mir so beliebt?«

Mit Einbruch des Abends kehrten wir wieder in den Palast zurück.

Neben dem a giorno erleuchteten Speisezimmer, wo die Tafel unsers kleinen Comité's mit demselben Luxus gedeckt war, als ob große Gala wäre, befand sich das Boudoir, von welchem die Königin gesprochen.

Dieses geheimnißvolle Cabinet war nur von einer Alabasterlampe beleuchtet, welche ihren Milchschein über die Möbel und die Teppiche ausgoß. Die Fenster gingen auf die Terrasse und durch die Blätter der Orangenbäume hindurch sah man das von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne geröthete Meer funkeln.

Marie Caroline durchschritt blos den Speisesaal und zog mich in das Boudoir.

Ich bezweifle, daß die Göttin der Wollust, Venus Astarte, selbst, sei es in Gnidia, sei es in Paphos, sei es in Cythera, zu der Zeit, wo sie von Adonis geliebt und von Perikles und Alcibiades angebetet ward, etwas Traulicheres und Fesselnderes erfunden habe, als dieses reizende Taubennest, in welches der Thau des Meeres nur durch das blühende Laubwerk der Orangenbäume drang.

Augenscheinlich hatte dieses Boudoir, welches aus Perlmutter und Rosenblättern zusammengesetzt zu sein

schien, kein anderes Echo als für die süßen Worte und das Murmeln des Herzens und nichts zu athmen, als duftige Ausströmungen.

Kaum war ich eingetreten, so empfand ich eine seltsame Regung, als ob ein nur eingeschlafener süßer Gesang plötzlich erwachte. Es war ein Zauber gleich dem, welchen ich in jener Nacht erfahren, wo Sir Harry sich meinem Bett genähert hatte, um darin den Platz seines Freundes Sir John einzunehmen. Meine Lippen wurden wie von einem glühenden Athem vertrocknet, meine matten Augen schlossen sich halb, meine Brust hob sich und ich sank halb liegend auf die schwellenden Kissen, indem ich murmelte:

»Ach, wie könnte man hier nicht lieben!«

»Und wer hindert Dich zu lieben?« fragte die Königin. »Stehst Du denn in dem Alter, wo man nicht mehr liebt?«

»Nein,« antwortete ich, »aber wen soll ich lieben?«

»Ach ja,« antwortete die Königin, »das ist die Frage, wie dein großer Dichter sagt. Wen soll ich lieben? So fragte auch Sappho, ehe sie Phaon gesehen. Sie sah Phaon und bezahlte den Blick, den sie auf den schönen Lesbier heftete, mit ihrem Leben. Arme Emma,« setzte die Königin in gedämpftem Tone hinzu, »Du hast Recht — wen sollst Du lieben? Denn die Liebe der Männer ist sterblich und wahre Freundschaft ist nur die Freundschaft der Frauen, dies glaube mir.«

Ich richtete mich mit Anstrengung empor und betrachtete die Königin mit dem Ausdruck des Erstaunens.

»Sieh, meine arme Schwester, Marie Antoinette,« fuhr sie fort. »Sieben Jahre lang ist sie die Gattin ihres

Mannes gewesen, ohne sein Weib zu sein. Wohlan, diese sieben Jahre sind die glücklichsten ihres Lebens gewesen. Allerdings hat sie das Glück gehabt, zweien Freundinnen zu begegnen, zweien Freundinnen, wie ich wenigstens deren einer begegnen möchte — der Prinzessin von Lamballe und der Frau von Polignac. Ich werde Dir die Briefe zeigen, welche sie zu jener Zeit geschrieben. Man fühlt, daß sie damals nie eine Wolke im Herzen gehabt hat. Die Dillon, die Coigny, die Fersen sind es, die den Orkan um sie herum erweckt haben — Lamballe und Polignac! Das war das schöne Wetter, das war der Azur, das war die Sonne! Willst Du, Emma,« sagte die Königin, indem sie mich mit ihrem Arm umschlang, »für mich werden, was diese beiden zärtlichen Freundinnen für meine Schwester Marie Antoinette gewesen sind?«

»Ja, ja!« rief ich mit der ganzen Naivetät meiner Seele. »Ja, ich will es von ganzem Herzen!«

»Ich danke Dir,« rief die Königin, indem sie ihre Lippen mit rascher, ungestümer Bewegung auf die meinen drückte. »O ich fühle, daß ich Dich lieben werde, mehr als ich jemals Jemanden geliebt.«

Ich stieß einen schwachen Schrei aus. Ich war keineswegs auf diese fast männlichen Liebkosungen gefaßt. Es war mir als entschwänden mir plötzlich alle Kräfte, als umflorte eine Wolke meine Augen, als wäre ich einer Ohnmacht nahe. Mit Anstrengung erhob ich mich und drängte die Königin mit sanfter Gewalt von mir hinweg.

»O,« murmelte ich, »was ist mir? Ich glaube, ich ersticke!«

»Dieses Gefühl ist ein ganz natürliches,« sagte die

Königin, indem sie sich ebenfalls erhob und mich mit ihren Armen stützte, »bei dieser Julihitze in unsern Atlaskleidern und Fischbeincorsetts. Liebe Freundin, wir haben noch einige Minuten bis zum Souper. Entledigen wir uns dieser schweren Gewänder und werfen wir uns in ein einfaches Negligé! Wir empfangen heute Abend blos vertraute Freunde, und übrigens, kleine Kokette, bedarfst Du keiner Toilette, um schön zu sein. Ich brauche Dir das nicht erst zu sagen; Du weißt es, und um ein Uhr Morgens, wann sie fortgehen werden, finden wir jede unser Bad bereit, und Du wirst nach Hause zurückkehren, frisch wie Venus aus den Fluten auftauchte, welche Du dort unten funkeln siehst.«

Mit diesen Worten löste die Königin selbst die Agraffen meines Kleides und den Schnürsenkel meines Corsets. Kleid und Corsett fielen zu meinen Füßen herab.

Ich athmete auf und stieß einen Seufzer des Wohlbehagens aus.

»In der That,« sagte die Königin, »wenn man so geschaffen ist wie Du, liebe Emma, so ist es eine Sünde, ein anderes Kostüm zu tragen als das Aspasiens. Warte, wir wollen unsere Tunica überwerfen, meine schöne Griechin. Kokitterde heute Abends wenigstens nicht mit Rocca Romana! Ich würde zum Tod eifersüchtig auf Dich werden.«

»Hat einer dieser beiden Herren,« fragte ich lächelnd, »das Glück, von Ew. Majestät mit Interesse betrachtet zu werden?«

»Ich habe ja nicht gesagt, daß ich auf diese eifersüchtig sein würde, Schelmin,« entgegnete die Königin. »Ich habe gesagt, daß ich eifersüchtig auf Dich sein würde.

Da liegt meine Nachttoilette, auf diesem Sessel neben meinem Bett.«

Und indem sie diese Worte sagte, öffnete sie eine Thür, welche in das Schlafzimmer führte.

»Nimm sie,« fuhr sie dann fort. »Ich werde klingeln, daß man mir eine andere bringe.«

»Eine eben solche?«

»Ja wohl, eine eben solche. Haben wir nicht verabredet, daß wir zwei Schwestern oder besser noch, zwei Freundinnen sein wollen?«

Sie zog die Klingel.

Ich ging in das Schlafzimmer. Im Gegensatz zu dem Boudoir, welches, wie ich gesagt, durch eine Alabasterlampe erleuchtet war, ward das Schlafzimmer es durch eine Lampe von rosenfarbenem böhmischem Glas. Das ganze Gemach war mit blauem Atlas ausgeschlagen und das durch rosigen Krystall fallende Licht bedeckte den Stoff mit zauberischen Reflexen.

Zwei an den beiden Ecken angebrachte Thüren führten die eine in ein Toilettencabinet, die andere in ein Badezimmer, welches seinem ganzen Umfange nach weiter nichts war, als eine einzige riesige Badewanne von weißem Marmor mit Stufen, die von so feinen Teppichen bedeckt waren, daß die Muster derselben Stickereien zu sein schienen.

In jeder Ecke lagen seidene Polsterkissen.

Dieses ganze Zimmer war wie die in Pompeji ausgegrabenen gemalt, mit den Tänzerinnen von Capri an den Wänden.

Es lag in all' diesem etwas von jenem bezauberten Palast der Armida, welchen Tasso besingt.

Ueberhaupt war ich seit einer Stunde in die Welt des Zaubers eingetreten. Von diesem Boudoir, von diesem Schlaf- und Badezimmer war es bis zu dem von Dick prophezeiten blauen Zimmer eben so weit als von diesem blauen Zimmer bis zu der Dachkammer, die ich bei der Pächterin Davidson bewohnte.

Die Nachttoilette der Königin bestand aus einer Art Tunica von Batist, die um den Hals herum, an der Brustöffnung und am Ende der Aermel mit den feinsten Spitzen besetzt war. Eine Schnur von rosenfarbener Seide war bestimmt, die Taille zu umgürten und ein Paar Pantoffeln von rosenfarbenem Atlas vervollständigten dieses Negligé.

Kaum hatte ich es angelegt, so sah ich die Königin in einem gleichen Kostüm eintreten.

Sie betrachtete mich einen Augenblick, dann sagte sie mit reizendem Lächeln:

»Ich hätte fast Lust, für Dich zu thun, was meine Schwester Antoinette für die kleine Prinzessin Lamballe gethan, nämlich am Hofe das Amt einer Dame des Bettes zu schaffen. Die Folge hiervon würde sein, daß wir uns weder bei Tage noch bei Nacht verließen. Allerdings könnte ich mich dann auf einen harten Widerstand von Sir William gefaßt machen.«

Ich lachte.

»Ich weiß nicht, ob Eure Majestät auf Widerstand von seiner Seite stoßen würden,« antwortete ich; »wohl aber weiß ich, daß das Amt, welches Eure Majestät im königlichen Palast zu schaffen gedenkt, in der englischen Ge-

sandtschaft nicht oder doch so wenig existirt, daß es nicht der Mühe lohnt, davon zu sprechen.«

»Von dieser Seite wäre ich also beruhigt; aber ich zittere von einer andern.«

»Und von welcher?« fragte ich.

»Wenn der König Dich so schön sieht, so wird er sich in Dich verlieben.«

»Mein Gott, was sagen Sie da, Majestät?«

»Erlaubst Du mir, dich gegen ihn zu vertheidigen?«

»Ich bitte Ew. Majestät flehentlich darum. Ich glaube aber, ich werde mich schon selbst hinreichend zu vertheidigen wissen.«

»Willst Du, daß ich Dir ein gutes Mittel dazu gebe? Parfümire Dich, mit welchem Parfüm Du vorziehst dies zu thun, gleichviel mit welchem, und unterlasse dies nicht, so oft Du an den Hof kommst. Der König ist wie sein Ahnherr Heinrich der Vierte, mit welchem er, glaube ich, sonst weiter keine Aehnlichkeit hat — er verabscheut alle Parfüms, während ich dagegen eine große Freundin davon bin. Jetzt sieh mich an. In der That, Du bist reizend, zehnmal schöner als in großer Toilette, nur gestatte mir ein wenig, in deinem Haar herumzuwühlen.«

Die Königin öffnete ein auf ihrer Toilette stehendes Etui und nahm eine Perlenschnur daraus, welche gleichzeitig als Halsband und als Hauptschmuck dienen konnte, denn die Perlen waren in gewisser Entfernung durch große Diamanten mit einander verbunden. Diese Schnur befestigte sie mir im Haar.

Sie schien aller persönlichen Koketterie entsagt zu haben, blos um mich schön zu machen, wäre es auch auf

ihre Kosten. Es war nicht, als ob ein Weib das andere, sondern als wenn ein Liebender die Geliebte schmückte.

»O,« sagte sie, »die San Marco und die San Clemente werden vor Eifersucht bersten. Man meldet uns die bevorstehende Ankunft einer Engländerin, wir erwarten eines jener bekannten Wesen mit rothblondem Haar, blaßblauen Augen und langen Zähnen und siehe da, das Land der langweiligsten weiblichen Creaturen sendet uns auf einmal eine Cleopatra mit kastanienbraunem Haar, mit Augen von ich weiß nicht was für Farbe und einer Haut, die ich vollends nicht zu schildern weiß. Wovon ist dieselbe geschaffen, meine schöne Freundin? Von Hermelin oder Schwan? So wahr ich lebe, es thut mir leid, daß ich alle jene Personen für heute Abend eingeladen. Wir wären allein geblieben, wir wären ins Bad gestiegen, wir hätten uns in demselben unser Diner auftragen lassen. Ich habe die schönste Lust, ihnen die Thür verschließen zu lassen — aber nein, ich werde sie empfangen. Man sagt, Du seiest eine wunderbare Schauspielerin, eine entzückende Tänzerin —«

Ich erröthete.

»Sir William hat es gesagt. Du wirst Verse declamiren, Du wirst singen, Du wirst Alles thun, was Du kannst, um meinen Gästen den Kopf zu verdrehen. Wir werden sie geblendet und außer sich sehen. Morgen wird in ganz Neapel von Niemandem die Rede sein, als von Dir, und wenn man mir von Lady Hamilton spricht, so werde ich sagen: »Ja, das ist meine Freundin! Das ist meine Emma, die nur mir gehört und Niemandem anders.« Und die Männer werden eifersüchtig sein auf mich und die

Frauen werden mich noch mehr verabscheuen. O, ich werde es ihnen schon zu entgelten wissen, diesen Neapolitanerinnen, welche nicht zu lieben verstehen und die man peitschen muß, um sie ins Bad zu treiben. Wenn ich gezwungen wäre, eine einzige davon zu umarmen, so würde ich lieber eine Verwandlung der Strafe in ewige Gefangenschaft verlangen, während ich Dich dagegen lebendig verschlingen möchte.«

Und mit einem seltsamen Gesichtsausdruck und hastiger Geberde entblößte sie mir die Schulter und biß und küßte dieselbe.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Boudoirs und wir hörten die Worte:

»Die Tafel ist servirt, Majestät.«

»Komm,« sagte die Königin.

Und wir traten in das Speisezimmer.

Zweites Capitel.

Die Damen der Königin — diejenigen, welche für ihre beiden Freundinnen galten, aber nichts weiter waren als ihre Vertrauten, die Marquise von San Marco und die Baronin von San Clemente — waren in großer Hoftoilette, was zu uns einen eigenthümlichen Contrast bildete. Sie trugen gepudertes Haar und Blumen darin, waren roth geschminkt, mit Schönpflästerchen auf den Wangen, und ihre steifen Taillen waren von stählernen Schnürleibern umschlossen.

Zum ersten Mal gewahrte ich die lächerliche Seite

dieser großen Toiletten. Die armen Frauen sahen aus wie Masken.

Und dennoch waren beide schön, besonders die Marquise von San Marco. Es war aber die Schönheit ohne Anmuth, ohne Biegsamkeit, ohne Reiz.

Die Königin dagegen war, obschon durch ihre sechsunddreißig Jahre ein wenig corpulent, wirklich bezaubernd. Es war, als ob sie in Erwartung einer unangenehmen Nachricht, die sie noch nicht kannte, die sie aber nicht verfehlen konnte, den nächstfolgenden Tag zu erfahren, der Zeit, den Ereignissen und der Politik noch einige glückliche Stunden abstehlen wollte.

Gegen die genannten Damen war sie liebenswürdig, gegen mich aber geradezu anbetungswürdig. Sie hatte mich an ihrer Seite Platz nehmen lassen und bediente während des ganzen Soupers mich selbst. Gewöhnt, wie ich war, Wasser zu trinken, oder es kaum mit ein wenig französischem Wein zu röthen, mußte ich, um den Bitten der Königin nachzugeben, jetzt alle feurigen Weine Siciliens und Ungarns kosten. Diese Weine schienen das Blut, welches in meinen Adern rann, in Flammen zu verwandeln.

Vor Beendigung des Diners oder vielmehr Soupers meldete man uns, daß die wenigen Personen, zu deren Empfang die Königin Erlaubniß ertheilt, da wären und im Salon warteten.

Die Königin ließ die Thüren öffnen, stützte sich auf meinen Arm und trat in den Salon.

Ich habe schon gesagt, daß sie an diesem Abend viel schöner war als gewöhnlich. Sie schien glücklich zu sein. Ihre Stirn war ruhig, ein wohlwollendes Lächeln umspielte

ihre sonst so stolz verächtliche Lippe. Als man sie sah, erhob sich ein Murmeln der Bewunderung, welches mit lauten Beifallsbezeigungen endete.

Sie reichte Rocca Romana und Maliterno die Hand zum Kusse.

Rocca Romana, der damals das Abenteuerleben begann, welches ihn zum Richelieu von Neapel gemacht hat, war noch ein Jüngling, beinahe ein Knabe. Er stand seinem Rufe nicht nach, das heißt, er war bewundernswürdig schön und vollkommen elegant.

Man erkannte in ihm sofort den Mann, der in der reinsten Aristokratie geboren und bestimmt war, bei Hofe zu leben.

Maliterno war älter und weniger schön als er. Sein Gesicht war strenger und männlicher und einige Jahre später, im Jahre 1796, gab in Tirol ein Säbelhieb, den er quer über das Gesicht erhielt und der ihm ein Auge ausschlug, seiner Physiognomie einen noch düstereren Anstrich.

Was den Doctor Gatti betraf, so glaube ich von diesem schon gesprochen zu haben. Er war ein Courtisan mit biegsamem Rückgrat, der als Arzt überall Zutritt hatte und sich überall eindrängte, nicht um Kranke zu heilen, sondern um zu intriguiren.

Die Königin war ihm nicht sonderlich geneigt, gestand ihm aber dennoch einen gewissen Einfluß zu.

Der Fürst Pignatelli, der später, als die königliche Familie Neapel verließ und nach Sicilien floh, als Generalvicar des Königreiches eine große Berühmtheit erlangte, war damals ein Mann von zwei- bis vierunddreißig Jahren, ohne einen hervorstechenden Zug, weder hinsichtlich

seines Charakters noch hinsichtlich seiner Physiognomie. Er war einer jener gefälligen Minister, welche der böse Genius eines Volkes in Tagen der Revolution an die Seite der Könige stellt und welche die Befehle, die ihre Gebieter ihnen geben, nur allzupünktlich befolgen.

Als man die Königin so strahlend heiter sah, setzten alle Gesichter sich mit dem ihrigen in Einklang.

Die Königin stellte mir nach der Reihe die sieben oder acht Vertrauten des königlichen Palastes vor, welche sich auf ihren Ruf eingefunden und wovon ich die hervorragenden bereits genannt.

Wie alle Deutsche war Caroline eine große Freundin der Musik. Der Salon war daher mit einer Menge musikalischer Instrumente versehen, worunter sich auch ein Clavier und eine Harfe befanden. Die Königin fragte mich, ob ich das eine oder das andere dieser Instrumente spielte.

Ich spielte beide.

Ich ergriff die Harfe. Es war klar, daß ich in Begriff stand, das feierlichste Debüt zu machen, welches mir jemals beschieden gewesen.

Vor einigen Monaten hatte man in Herculanum ein Manuscript entdeckt, welches Verse von Sappho enthielt. Diese Verse waren von dem Marquis von Gargallo in's Italienische übertragen und von Cimarosa in Musik gesetzt worden.

Ich band mir das Haar auf, ich warf es durch eine Kopfbewegung auf meine Schultern herab. Es war voll, sehr lang und da ich niemals Puder getragen, sehr zart und weich. Es fiel wallend bis weit unter meinen Gürtel herunter.

Ich versuchte — und man weiß, daß ich in der Mimik Ausgezeichnetes leistete — ich versuchte meinen Zügen die Begeisterung der antiken Poesie zu geben, und nach einem Vorspiel, während dessen schon der Beifall laut zu werden begann, sang ich Sappho's Verse, während ich sie mit einfachen Accorden begleitete.

Ich brauche meine Leser nicht daran zu erinnern, bis zu welchem Grad von Vollkommenheit ich in dergleichen Leistungen es gebracht hatte. Gleich von dem ersten Verse an hatte ich mich vollständig mit der Dichterin identificirt und mich folglich der Gemüther meiner Zuhörer bemächtigt.

Wenn der Beifall mich nicht nach jeder Strophe unterbrach, so lag der Grund darin, daß man fürchtete, auch nur einen Ton meiner Stimme, einen Accord des Instrumentes zu verlieren; als ich aber bei dem letzten Vers auf die Knie niedersank, und mit den Augen gen Himmel blickend die letzten Worte des Gedichts an die Göttin der Liebe selbst richtete, da brach der Beifallssturm in einer Weise los, welche aller Schranken spottete. Es war augenscheinlich, daß ich einen bis jetzt noch unbekannten Effect, etwas ganz Neues, vollständig Unerwartetes erzielt hatte.

Die Königin hob mich auf, drückte mich an ihr Herz und küßte mich.

»O, noch einmal, noch einmal!« rief sie. »Noch einmal, Emma. Ich bitte Dich darum.« Ich schüttelte aber den Kopf.

»Majestät,« sagte ich zu ihr, »ich verdanke meinen Erfolg einer Ueberraschung. Von dem Augenblicke an, wo es keine Ueberraschung mehr gäbe, würde es auch keinen Erfolg mehr geben. Verlangen Sie daher niemals von mir, daß ich

mich wiederhole, wohl aber werde ich, wenn Sie wollen etwas Anderes versuchen.«

»Alles, was Du willst, aber schnell! schnell! schnell! Wir möchten Dir gern wieder Beifall zujubeln. — Haben Sie jemals so etwas gesehen, Gatti? Haben Sie jemals so etwas gehört, Rocca Romana?«

Die Antwort lautete, wie man sich leicht denken kann, einstimmig verneinend. Nur vereinigte sich alle Welt mit der Königin, um noch etwas von mir zu verlangen.

Ich war der Wirkung sicher, die ich in der Wahnsinnsscene Ophelia's hervorbringen würde.

Ich bat die Königin um einen Tüllschleier und Blumen.

»Komm mit in mein Zimmer,« sagte sie. »Du wirst unter allen meinen Schleiern den wählen, welcher Dir am besten zusagt. Was Blumen betrifft, so findest Du deren so viel, als Du willst, auf der Terrasse.«

Ich ging mit der Königin in ihr Schlafzimmer. Ich wählte einen einfachen Tüllschleier. Dann gingen wir miteinander auf die Terrasse. Die Königin stellte sich mir zur Verfügung und sagte zu mir:

»Willst Du dieses Geranium? Willst Du diesen Orangenzweig? Willst Du diese Rosenlorbeerblüthe?«

Alles dies war eigentlich nicht das, was ich brauchte. Diese Blumen der Civilisation und der Aristokratie standen mit Ophelia's Wahnsinn in Widerspruch; Maßlieben, Veilchen und Rosmarin verlangte der Text Shakespeare's. Die Blumen, welche man mir hier bot, taugten wohl für die Tochter der Kaiserin Maria Theresia, aber nicht für die Tochter des Polonius. Ich begann aber schon nicht mehr schwierig zu

sein, sondern Diamanten und Perlen zu nehmen, wenn ich nichts Anderes fand.

Die Königin wollte bleiben und mir bei meiner Toilette behilflich sein. Ganz besonders aber war eben sie es, auf die ich Eindruck machen wollte, und ich schickte sie daher unerbittlich aus dem Zimmer.

Uebrigens hatte sich Caroline kaum wieder in den Salon zurückbegeben und in ihrem Lehnsessel Platz genommen, so öffnete sich, Dank meiner Geschicklichkeit in dergleichen Umgestaltungen, auch schon die Thür des Schlafzimmers wieder, und ich erschien in dem Rahmen derselben bleich, mit stieren Blicken und von Wahnsinn zuckenden Lippen.

Wenn meine Zuhörer, obschon Nachkommen der Athenienser, mit der Poesie der Muse von Lesbos wenig vertraut waren, so waren ihnen die Gesänge des Poeten von Stratford noch weit fremder. Nicht ein einziger von ihnen verstand übrigens so viel Englisch, daß er einer Declamation shakespearischer Verse zu folgen im Stande gewesen wäre. Für sie handelte es sich daher um eine einfache Pantomime.

Was hinderte mich aber dies? War die Pantomime nicht gerade das, worin ich am meisten excellirte? Ich muß selbst sagen, daß ich selbst in meinen vollständistgen Inspirationen noch nie die Höhe erreicht hatte, zu welcher ich mich an diesem Abend aufschwang. Ich war wirklich die naive Valentine Hamlet's, die verzweifelte Tochter des Polonius, die wahnsinnige Schwester des Laërtes. Ich hatte Niemanden, der mir meiner Rolle gemäß antwortete, aber ich ergänzte jeden Mangel. Die Ueberzeugung, daß

Niemand diese Lücken bemerken würde, hielt mich aufrecht oder erhob mich vielleicht noch mehr.

Ich war gleichzeitig Dichter und Darstellerin. Da, wo der Vers mangelte, improvisirte ich. Shakespeare selbst, ich bin dessen gewiß, wäre mit mir zufrieden gewesen.

Ich werde nicht versuchen, das Erstaunen meiner Zuhörer zu schildern. Es war aller Wahrscheinlichkeit nach das erste Mal, daß diesen Organisationen die bleiche Poesie des Nordens erschien, welche mit aufgelöstem Haar ihre Schmerzen beweint.

Nur die Königin fand darin Anklänge an die Dichter ihres eigenen Vaterlandes.

Als ich abtrat, folgte mir ein mit Schluchzen gemischter Beifallssturm in mein Zimmer.

Die Königin kam mir nachgeeilt und faßte mich in ihre Arme. Dann, als sie nahende Tritte hörte, rief sie:

»Wer kommt da?«

Die zudringliche Person, welche entweder die San Marco oder die San Clemente war, kehrte in den Salon zurück, oder kam vielmehr keinen Schritt näher.

Die Königin schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte sie plötzlich:

»Bleib hier und kehre nicht in den Salon zurück.«

Es war dies mein einziger sehnlicher Wunsch, denn ich war im höchsten Grade erschöpft.

Ich sank in einen Lehnsessel. Die Königin entfernte sich und ich hörte, wie sie sagte:

»Unsere Engländerin hat zum größeren Ruhme ihres Dichters und zu unserem größern Amüsement so n

gespielt, daß sie vor Erschöpfung halb todt ist. Ich bitte daher, sie zu entschuldigen. Gute Nacht, meine Herren.«

»Ist es wenigstens erlaubt, Beifall zu spenden?« fragte Rocca Romana.

»O, so viel Ihnen beliebt,« sagte die Königin. »Sie werden dennoch niemals genug spenden. Gestehen Sie, daß diese Leistung etwas Wunderbares ist.«

Es erfolgte ein abermaliger lauter Beifallssturm, dann hörte ich die Stimmen allmälig verhallen. Die Königin dankte ihren Ehrendamen, welche ihre Dienste anboten, und schloß die Thür hinter ihnen. Als sie sich umdrehte, sah sie mich den seidenen Thürvorhang des Salons emporheben.

»So komm' doch, Sirene! komm' doch, Circe! komm', Armida!« sagte sie.

Und indem sie ihren Arm um meinen Hals schlang, zog sie mich neben sich auf das Sopha. Wir sanken neben der Harfe nieder.

Sie ergriff dieselbe und wollte selbst zu spielen und zu singen beginnen, als man leise an der Thür kratzte.

»Was will man schon wieder von mir?« fragte die Königin ungeduldig.

»Die Leute und der Wagen der Lady Hamilton sind da,« antwortete eine Stimme.

»Sie mögen in das Gesandtschaftshôtel zurückkehren,« sagte die Königin. »Man bedarf ihrer hier nicht. Ich behalte Lady Hamilton bei mir.«

Dann zog sie, ja trug mich beinahe nach dem Badezimmer, indem sie flüsterte:

»Komm'! komm'! Sir William ist in Caserta und wird erst morgen zurückkehren.«

Drittes Capitel.

Die Nachricht, welche seit dem gestrigen Tage über dem Haupte der Königin geschwebt hatte, war die von der Einnahme der Bastille. Nichts hätte Caroline mit größerer Bestürzung erfüllen können. Es war, als ob man ihr gemeldet, daß die Neapolitaner das Castell San Elmo erstürmt hätten.

Diese Nachricht hatte — obschon, so viel man wußte, kein anderer Bote aus Frankreich gekommen war, als der, welcher diese Nachricht gebracht und obschon, man diesen im Palast zurückgehalten und eingeschlossen — sich dennoch in Neapel verbreitet und hier eine eigenthümliche Sensation erweckt.

Als einige Jahre vorher die Freimaurer in Frankreich, die Illuminaten in Deutschland, die Swedenborgianer in Schweden geheime Gesellschaften zu bilden begannen, hatte die Freimaurerei auch in Italien und besonders im südlichen Theile einige Fortschritte gemacht. Diese maurerische Invasion hatte zur Zeit der Liebschaft der Königin mit dem Fürsten Caramanico stattgefunden und die Königin, welche jede Gelegenheit aufsuchte, mit ihrem Geliebten zusammenzutreffen, hatte ihn heimlich aufgefordert, sich als Maurer aufnehmen zu lassen.

Er hatte dies ohne Zögern gethan und sie hatte, das Gesetz benutzend, welches die Gründung von Frauenlogen

gestattete, sich zur Großmeisterin einer Loge erklärt, welcher mehrere neapolitanische Damen beigetreten waren.

Was den König betraf, so hatte er seinen Beitritt immer aufgeschoben, namentlich wegen der physischen und moralischen Proben, denen er sich nicht unterwerfen wollte, weil er nicht überzeugt war, daß er sie rühmlich bestehen würde.

Allmälig hatte die Königin sich immer freier gemacht. Nach dem Tode des Ministers Tannucci konnten die Liebenden einander sehen, so oft sie wollten. Man hatte die Freimaurerlogen sich versammeln und ruhig an ihrem Werke arbeiten lassen. Dieses Werk bestand, wie man sich erinnert, damals in nichts Anderem, als in einer umfassenden Verschwörung gegen das Königthum.

Zu jener Zeit waren mehrere merkwürdige Männer aufgetreten und hatten in Italien ihre Schule gemacht. Es waren dies die Erben und Nachfolger der Vico, Genovesi, Beccaria, Filangieri, Pagano, Cirillo, Conforti, mit einem Worte aller Derer, welche den Triumph derselben Principien wollten, das heißt, den Fortschritt der Welt bis zum Lichte jener Philosophie, welche in Frankreich sich in eine Feuersbrunst verwandelt hatte.

Alles, was im südlichen Italien das Auge auf Frankreich geheftet, wußte im voraus, daß die Bewegung von Paris ausgehen würde und erbebte vor Freude bei der Nachricht von der Einnahme der Bastille.

Man kann sich denken, daß der Hof von Neapel ein ganz entgegengesetztes Gefühl empfand.

Die Bastille war genommen worden ohne Belagerung, in einem Tage, in drei Stunden durch ein Volk, welches

gestern waffenlos gewesen und heute dreißigtausend Musketen besaß. Die weiße Kokarde, dieses Emblem der Lilien, war in die dreifarbige, das Emblem der Revolution, verwandelt. Ludwig der Sechzehnte hatte dieses Emblem angenommen und selbst an seinem Hute befestigt. Alles dies waren unerhörte, unerwartete, unglaubliche Dinge, welche den Hof von Neapel mit Bestürzung erfüllen mußten und ihn auch wirklich damit erfüllten.

Die politischen Beziehungen waren, Dank dem Hasse des Ministers Acton gegen Frankreich und dem Einflusse, den er im Cabinetsrath gewonnen, zwischen den beiden Königreichen kalt und förmlich geworden. Die Familienbeziehungen zwischen Marie Caroline und ihrer Schwester waren dagegen so zärtlich geblieben wie je und es vergingen selten vierzehn Tage, ohne daß Briefe gewechselt worden wären, in welchen die beiden Erzherzoginnen einander ihre Freuden, ihre Schmerzen und ganz besonders ihre ehelichen Enttäuschungen erzählten.

Sei es nun, daß der Minister Acton in dem Instinkt seines Hasses die Ereignisse, welche in Frankreich im Anzuge waren, errieth, sei es, daß er nur jenem rachsüchtigen Gefühl folgte, welches sein Herz erfüllte, kurz, er steigerte die Unruhe des Königs Ferdinand mehr, als daß er dieselbe beschwichtigt hätte und stellte ihm eine bewaffnete Intervention in Aussicht, bei welcher Neapel eine Rolle zu spielen oder eine Mission zu erfüllen hätte.

Einen mächtigen Bundesgenossen fand er nach dieser Seite hin in Sir William Hamilton, welcher die Liebe zu seinem Milchbruder, dem König Georg, und zu England, seinem Vaterland, bis zum Fanatismus trieb.

Was mich betraf, die ich außerhalb jeder politischen Frage stand, und mit den Rechten der Völker und der Macht der Könige sehr unbekannt war, so gehorchte ich natürlich dem Impulse, der mir gegeben ward, besonders wenn derselbe von einem Manne wie Sir William kam, dessen überlegener Geist von einem Jeden anerkannt ward, und von einer Frau wie Maria Caroline, welche schon von dem ersten Tage an, wo ich sie gesehen, eine große Gewalt über mich ausgeübt hatte.

Von diesem Augenblicke an huldigte ich also dem Hasse und den Sympathien der Personen, welche mich umgaben, ohne mir Rechenschaft von diesem Hasse und diesen Sympathien zu geben, welche bei mir mehr instinktartige Gefühle als irgend einer Regel oder einer Berechnung unterworfen waren.

Man begreift übrigens, daß diese Gefühle sich nur in den Personen entwickelten, deren Wiederspiegelung ich anfangs war, um später unglücklicher Weise ihr Werkzeug zu werden.

Die Nachrichten aus Frankreich blieben nicht bei der Einnahme der Bastille und dem Wechsel der Kokarde stehen. Man erfuhr nach und nach die bei dem königlichen Banquet der königlichen Garde stattgehabten Vorfälle, wo die Nationalkokarde mit Füßen getreten und die schwarze aufgesteckt worden war, so wie die Tage des 5. und 6. Octobers, während welcher die Gemächer des Palastes von Versailles geplündert, zwei Leibgardisten getödtet und der König und die Königin mit Gewalt nach Paris zurückgeführt worden waren.

Diese letzte Nachricht machte die Königin Maria Caroline

sehr traurig. Sie zeigte mir einen Brief von ihrer Schwester Antoinette, worin diese ihr ein Project mittheilte, welches darin bestand, aus Frankreich zu entfliehen oder die von der Krone seit dem Monate Juli verlorene Gewalt vollständig wieder zu erobern.

Dieses Project mußte ganz Europa in Flammen setzen, und gefiel schon deshalb der Königin, welche, indem sie den Kampf gegen die Revolution begann, damit in ihr eigentliches Element eintrat.

Dieses Project war folgendes. Aus der Darlegung, die ich in wenigen Zeilen davon geben werde, wird man sehen, daß dies die erste Idee zur Flucht nach Varennes war.

Man wollte neuntausend Mann von dem, was man das »Haus des Königs« nannte, um Versailles zusammenziehen. Von diesen neuntausend Mann gehörten zwei Drittheile dem Adel an und bestanden demzufolge aus treuergebenen Leuten. Man wollte sich der ungefähr zwanzig Lieues von Paris entfernten Stadt Montargis bemächtigen, in welcher der Baron von Viomesnil commandirte. Derselbe war Lafayette's Kriegsgenoß in Amerika gewesen, aber nun aus Eifersucht gegen Lafayette, welcher zu den Constitutionellen übergegangen war, seinerseits Contrerevolutionär geworden.

Achtzehn aus den Carabiniers und Dragonern, das heißt aus den beiden royalistischen Waffengattungen, ausgewählte Regimenter, sollten die Wege abschneiden und jeden nach Paris bestimmten Lebensmitteltransport anhalten.

Der König und die Königin sollten sich nach Mon-

targis zurückziehen und hier überlegen, was weiter zu thun sei. Wahrscheinlich wollte man Paris aushungern und dieses dadurch zwingen, zu thun, was man wollte.

An Geld würde es nicht gefehlt haben. Außer dem, welches der König von Paris mitnehmen konnte, zählte man auf freiwillige Gaben. Ein einziger Procurator der Benedictiner hatte hunderttausend Thaler angeboten.

Maria Caroline rief:

»Ich gebe eine Million, sollte ich auch meine Diamanten verkaufen!«

Hinter dieser königlichen Gabe bot ich bescheiden in Sir Williams Namen und dem meinigen fünfzigtausend Francs, welche auch angenommen wurden.

Die Tage des 5. und 6. Octobers machten jedoch die Ausführung des eben erwähnten Projectes unmöglich.

Alle diese Nachrichten verfehlten nicht auf die Königin von Neapel ihre Wirkung zu äußern. Sie ahnte, daß eines Tages auch sie unter ähnlichen Umständen wie die, worin ihre Schwester sich befand, wie diese genöthigt sein würde, entweder zu fliehen oder das Haupt unter den Volkswillen zu beugen. Sie glaubte, es sei dies der geeignete Augenblick, um die Familienbande mit Oesterreich fester zu knüpfen, und durch diesen Bund ihrer Schwester Marie Antoinette, die in Frankreich immer mehr an Popularität verlor, den einzigen Stützpunkt zu geben, den sie gegen ihr Volk anrufen konnte, nämlich die Familie.

Die Königin bewies mir ein solches Vertrauen, daß sie nicht blos die Güte hatte, mir alle Ereignisse mitzutheilen, von welchen mich übrigens auch Sir William un-

terrichtet haben würde, sondern mich auch über alle Dinge zu Rathe zu ziehen.

Zwei ihrer Töchter waren heiratsfähig. Es ward demgemäß zwischen dem Hofe von Neapel und dem von Oesterreich verabredet, daß sie die beiden Erzherzoge Franz und Ferdinand heiraten sollten, während der Kronprinz von Neapel, Franz, Herzog von Calabrien, der damals kaum erst dreizehn Jahre zählte, sobald er das erforderliche Alter erreicht, die junge Erzherzogin Marie Clementine heiraten sollte, welche noch zwei Jahr jünger war als er.

Marie Antoinette correspondirte fleißig mit ihrem Bruder, Joseph dem Zweiten, durch Vermittlung ihrer Rathgeber. Diese waren der Abbé Vermond und der Graf von Breteuil. Der österreichische Gesandte in Paris, der Graf von Argenteau, empfing die Briefe von Wien und beförderte die von Paris nach Wien.

Am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph der Zweite, und einige Tage darauf erfuhr die Königin diesen Todesfall, auf den man übrigens schon längst gefaßt gewesen.

Der Kaiser starb an einem Brustleiden. Er beklagte, daß er nach der ruhmreichen Regierung Maria Theresia's ohne Ruhm regiert und sah von seinem Sterbebette aus im Geiste die Gefahren, welche seiner Familie drohten.

Der Großherzog von Toscana, Leopold, bestieg nun den Thron. Er stand im Rufe eines gelehrten Philosophen und großen Reformators. Die Königin Caroline fürchtete, daß die Philosophie ihres Bruders am Ende so weit ginge, daß er die Ereignisse, welche sich in Frankreich vorberei-

teten, zur Entwickelung kommen ließe, ohne sich ihnen entgegenzusetzen.

Diese Erwägung bestimmte sie, mit ihrem Gemal eine Reise nach Wien zu machen. Der angebliche Zweck war, mit dem neuen Kaiser, welcher seine Schwester Marie Caroline sehr liebte, die nothwendigen Verabredungen wegen den Familienheiraten zu treffen. Der eigentliche Zweck aber war, Mittel zur Rettung der Königin Marie Antoinette zu ersinnen, sei es, indem man ihr zur Flucht behilflich wäre, sei es, daß man eine Contrerevolution in Frankreich hervorriefe, oder sei es, daß man mittelst einer Coalition eine Intervention mit bewaffneter Hand versuchte.

Die Königin konnte sich kaum entschließen, mich zu verlassen. Ich war, sagte sie, die einzige Person, welche sie in Neapel zurückließ. Ich mußte ihr versprechen, ihr dreimal wöchentlich zu schreiben.

Ich hatte mich erboten, sie zu begleiten und sie hatte mein Anerbieten mit Dank angenommen. Meine Gegenwart am Hofe in Wien aber, als Gattin des englischen Gesandten in dem Augenblicke, wo in diesem selben Augenblicke eine Coalition gegen Frankreich sich vorbereitete, erschien Sir William allzu bedeutsam.

Er setzte der Königin seine Gründe auseinander. Sie fand dieselben gerecht und war die Erste, welche mir zu bleiben befahl.

Mit wahrhafter Verzweiflung verließ sie mich einige Tage nach dem Tod ihres Bruders. Sie ließ mich schwören, in ihrer Abwesenheit Niemanden zu empfangen als meinen alten Anbeter, den Grafen von Bristol, dem sie mich über-

gab, indem sie ihm befahl, ihren Schatz zu hüten. Sie ließ sich ein Porträt von mir fertigen, gab mir das ihrige, und bat mich, als höchsten Beweis des Vertrauens und der Freundschaft, ihre Cassette in Verwahrung zu nehmen.

Endlich reiste sie ab.

Ueberall, wo sie unterwegs verweilte, wußte sie es möglich zu machen, mir zu schreiben und während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in Wien empfing ich jede Woche einen Brief von ihr. Sie erzählte mir die Krönungsfeierlichkeiten, welchen sie sowohl in Wien wie in Pest beiwohnte, weil der Kaiser, als König von Ungarn, nicht blos die kaiserliche Krone in Wien, sondern auch die königliche Krone in Pest empfing.

Was die politischen Dinge, das heißt die Maßregeln betraf, welche man zu treffen hatte, um Marie Antoinette zu retten oder Europa gegen Frankreich zu verbünden, so deutete eine einzige Zeile als Nachschrift darauf hin und enthielt blos die drei Worte: »Alles geht gut.«

In der That bereitete während dieser Reise Caroline — im Bunde mit ihrem Bruder — die Flucht nach Varennes vor und man beschloß, daß eine Armee sich bereit halten sollte, den König und die Königin von Frankreich zu unterstützen, sobald dieselben die Grenze passirt haben würden.

Der König Ferdinand soll nach seiner Rückkehr in Neapel seine Armee in geeigneten Stand setzen, um sie mit der österreichischen Armee gemeinschaftlich agiren lassen zu können.

Endlich, in den ersten Tagen des Aprils, empfing ich von der Königin einen Brief, worin sie mir ihre bevorstehende Rückkehr meldete. Dabei wollte sie jedoch, da sie sich genöthigt sah, mit dem Papst Pius dem Sechsten einige

politische Angelegenheiten zu ordnen, dort eine Woche verweilen.

Sofort nach ihrer Ankunft daselbst wollte sie mir wieder schreiben.

In der That war sie auch kaum daselbst angelangt, so schrieb sie mir. Die Kälte, welche während einiger Jahre den Hof von Rom von dem Hofe von Neapel getrennt und deren Ursache in der Weigerung des Königs Ferdinand oder vielmehr des alten Ministers Tannucci, einen gewissen althergebrachten Tribut zu zahlen, bestand, war vor der gemeinsamen Gefahr verschwunden.

Es ward zwar von den beiden Monarchen festgesetzt, daß dieser Tribut abgeschafft bleibe, und dagegen die Könige von Neapel blos bei ihrer Krönung zum Zeichen ihrer Ehrfurcht vor den Aposteln Petrus und Paulus dem heiligen Vater eine gewisse Summe bezahlen sollten.

In dem Brief, welcher mir die Abreise der Königin von Rom meldete, bestimmte sie den Tag und die Stunde ihrer Ankunft in Caserta, wohin sie mich einlud ihr entgegenzukommen und sie zu erwarten, damit wir uns so bald als möglich und zwar ohne Zeugen wiedersähen.

Ich allein ward auf diese Weise von ihrer Rückkehr benachrichtigt; ihre Frauen und selbst ihre Kinder sollten sich erst den nächstfolgenden Tag bei ihr einfinden.

Der König sollte seine Reise bis Neapel fortsetzen und während die Königin in Caserta ausruhete, sich mit dem Chevalier Acton und Sir William berathen, für welchen der Hof von Neapel keine Geheimnisse hatte.

Um meinerseits eine Ungeduld zu beweisen, welche der, deren Gegenstand ich war, gleichkäme, war ich schon

lange vor der Stunde der Ankunft der Königin in Caserta und konnte, als man ihren Wagen auf der Straße von Capua erblickte, sie von weitem durch Winken mit meinem Tuche begrüßen. Die Königin sah mich und schwenkte zur Antwort das ihrige.

Der königliche Wagen verdoppelte seine Schnelligkeit und ich hatte nur eben noch Zeit, die große Treppe hinabzueilen, um die Monarchin in meinen Armen zu empfangen. Der Verabredung gemäß setzte der König seinen Weg weiter fort und wir, die Königin und ich, blieben allein in Caserta zurück.

Viertes Capitel.

Dank der von der Königin gebrauchten Vorsicht hatten wir vierundzwanzig Stunden für uns.

Marie Caroline war in der heitersten Stimmung. Abgesehen von der Freude, mich wiederzusehen, kam sie mit der Versicherung des Kaisers Leopold, daß eine Coalition, für welche man auch Preußen zu gewinnen hoffte, sich gegen dieses Frankreich bilden würde, welches sie so sehr haßte.

Während ihres Verweilens in Wien war sie von den Emigranten besucht worden, welche alle Frankreich als von zehn verschiedenen Parteiungen zerrissen geschildert und laut die Hilfe des Auslands angerufen hatten.

Diesen Personen zufolge handelte es sich von der Grenze bis Paris blos um eine Promenade, die nicht einmal das Verdienst der Gefahr haben würde.

Was Ludwig den Sechzehnten und Marie Antoinette betraf, so war Alles in Bezug auf ihre Flucht im Voraus

festbestimmt. Am 12. Juni sollten sie Paris verlassen und über Chalons, Verdun und Montmédy die Grenze gewinnen, wo sie der König von Schweden, Gustav, erwarten sollte, der sich sodann augenblicklich an die Spitze der zum Marsch gegen Paris bestimmten Armee stellen würde.

Die Aufgabe der Königin war nun, für diese Coalition auch die sämmtlichen kleinen Fürsten von Italien und den König von Spanien zu gewinnen.

Man betrachtete das letztere als sehr leicht, da ja der König Carl der Vierte Bruder des Königs Ferdinand war.

Marie Caroline bezweifelte nicht das Gelingen dieser doppelten politischen Operation und genoß im Voraus die doppelte Freude des befriedigten Hasses und des gerechten Stolzes.

Ich weiß nicht, ob die Königin denselben Hochgenuß darin fand, zu mir herabzusteigen, wie ich, zu ihr emporzuklimmen.

Ich bezweifelte es. Es liegt in den königlichen Freundschaften, welche die Würde des Thrones zu vergessen geruhen, eine eigenthümliche Anziehungskraft, denn diese Freundschaften sprechen nicht blos zum Herzen, sondern auch zu allen stolzen Regungen, welche besonders bei dem Weibe mit dem geheimsten Ehrgeiz der Seele in Wechselwirkung stehen.

Für kein Weib in der Welt hätte ich dieses selbstverläugnungsvolle Gefühl empfunden, welches ich für die Königin empfand, eben deshalb weil sie Königin, weil sie Marie Caroline hieß und weil sie Maria Theresia's Tochter war.

Was war ich dagegen neben ihr, selbst wenn ich ver-

gaß, daß ich Emma Lyonna gewesen, um mich blos zu erinnern, daß ich Lady Hamilton war?

Man wundere sich daher nicht darüber, daß der Rausch dieser königlichen Gunst mich zu so großen Fehltritten, vielleicht sollte ich sagen zu so großen Verbrechen verleitete. Ach, ich bin ein Kind des Stolzes!

Während wir, die Königin und ich, in Caserta waren, versammelte der König den Cabinetsrath und am Tage seiner Ankunft beschloß man, nicht blos alle Anstalten zu treffen, um den Krieg gegen Frankreich zu beginnen, sondern auch scharf den revolutionären Geist zu überwachen, welcher auch in Neapel zu Tage zu treten wollen schien und der hier dieselben Unordnungen zur Folge haben konnte wie in Frankreich.

Es war ein großer und gefährlicher Entschluß, Frankreich den Krieg zu erklären, und zwar aus dem Grunde, weil der König von Neapel eben so wenig kriegerischen Geist besaß als sein ganzes Volk.

Die kriegerischen Neigungen des Königs hatten sich bis jetzt auf eine unmäßige Leidenschaft für die Jagd beschränkt und wenn er einmal zufällig statt der Hirsche und Wildschweine ein anderes Ziel für seine Kugel gewählt hatte, so hatte dieses gewöhnlich blos in einem armen Teufel von Bauer bestanden, welchem er, um seine Geschicklichkeit zu beweisen, den Hut vom Kopfe geschossen. Seitdem er aber einmal bei einem dieser Experimente anstatt nur den Hut zu treffen, auch den Kopf des Unglücklichen, der zugleich der Ehre und Schande theilhaftig war, ihm als Zielscheibe zu dienen, getroffen und ihn auf der Stelle getödtet, hatte er auch diesem Amüsement für immer entsagt.

Was das neapolitanische Volk betraf, so hatte es, abgesehen von einigen Emeuten, von welchen die längste, nämlich die Masaniello's, vierzehn Tage dauerte, stets, obschon im Einzelnkampfe muthig, gegen förmliche Schlachten eine nicht zu läugnende Abneigung gehegt. Die sieben Millionen Menschen, aus welchen damals das neapolitanische Volk bestand, waren durchaus nicht in den Waffen geübt und seit den Schlachten von Bitonto und Velletri, Schlachten, an welchen die Neapolitaner keinen Antheil genommen, weil dieselben zwischen den Spaniern und den Oesterreichern entschieden wurden, hatte Neapel den Donner der Kanonen nicht wieder gehört.

Die letzte dieser Schlachten, nämlich die von Velletri, hatte vor etwa sieben- oder achtundvierzig Jahren stattgefunden, selbst der Nachhall des Kanonendonners hatte daher Zeit gehabt, zu verstummen und die dermalige Generation bestand aus den Enkeln derer, welche nicht selbst gekämpft, sondern blos kämpfen gesehen.

Nicht ohne Grund argwohnte die Königin, daß die in Frankreich proclamirten neuen Principien ihren Wiederhall in Neapel finden würden. Der ganze mezzo ceto, welcher größtentheils aus Advocaten, Aerzten, Künstlern und dergleichen bestand, war von diesen Principien durchdrungen.

Ganz besonders die Jugend, welche die Bücher Voltaire's, die Werke Rousseau's, die Schriften der Philosophen und der Encyclopädisten begierig verschlungen und welche diese einen Augenblick lang erlaubten Bücher jetzt mit Strenge verboten und mit Eifer verfolgt sah, fragte sich, mit welchem Rechte man sie, wenn ein Nachbarvolk

sich zum Lichte hindurchkämpfte, in der Finsterniß erhalten wolle.

Allerdings gab es zum Gegensatze zu der fortschrittsfreundlichen, liberalen und aufgeklärten Bevölkerung einen Adel, der keinen andern Ruhm und keine andere Hoffnung kannte als die bei Hofe und die Gunst des Königs, ferner eine verderbte unwissende Geistlichkeit, welche in dem Siege der französischen Principien den Sturz ihrer Macht und den Verlust ihres Vermögens sah, und endlich ein fanatisches Volk, welches dem Könige Ferdinand aufrichtig ergeben war, nicht blos, weil er der angestammte König war, sondern auch weil er, in Bezug auf das Volk vertraulich und liberal, mit diesem in Folge seiner gemeinen Sprache, seiner ordinären Beschäftigungen und seiner niedrigen Instinkte eine Aehnlichkeit hatte, welche aus dem Sohne Carls des Dritten nicht das machte, was er hätte sein sollen, nämlich der erste Edelmann des Königreichs, sondern das Oberhaupt der Lazzaroni vom Hafendamme.

Man muß ihm übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er alle diese Kriegsrüstungen, zu welchen die Königin, der Chevalier Acton und Sir William ihn trieben, vornahm, ohne sich über die Triumphe, welche dieser Armee, die er organisirte, beschieden sein würden, große Illusionen zu machen. Er konnte aber nicht mehr zurück. Er hatte sich einmal verbindlich gemacht, in dem großen Kampfe, der sich vorbereitete, eine Rolle zu spielen und es gab nur Eins, wozu er fest entschlossen war, nämlich sein eigenes Leben nicht unklug auf's Spiel zu setzen.

Mittlerweile verging die Zeit und man näherte sich

dem 12. Juni, dem für die Flucht des Königs bestimmten Tage.

Die Königin sprach mit mir über diesen verzweifelten Versuch ihres Schwagers und ihrer Schwester alle Tage und verhehlte sich nicht, daß sie auf diesen Wurf Alles setzten, um Alles zu gewinnen.

Marie Caroline ließ, ohne zu sagen zu welchem Zwecke, für den 12. Juni in allen Kirchen öffentliche Gebete anbefehlen.

Diese seltsame Persönlichkeit vereinte zwei Extreme in sich. Sie war zu gleicher Zeit abergläubisch und freigeisterisch und die bigotten Instinkte kämpften in ihr mit der philosophischen Erziehung.

Der 12. Juni kam. Die Königin brachte fast den ganzen Tag in der Capelle des Schlosses auf den Knieen zu.

Mir erlaubte sie nicht, sie dahin zu begleiten, denn sie fürchtete, daß ich als Ketzerin ihr Unglück bringen könnte.

Am Abende jedoch ließ sie mich holen, behielt mich die ganze Nacht bei sich und verbrachte einen Theil der Nacht damit, daß sie auf einer Landkarte diese Flucht verfolgte, welche ihre Gedanken so sehr beschäftigte.

»Jetzt müssen sie die Tuilerien verlassen,« sagte sie. »Jetzt müssen sie in Bondy sein, jetzt in Meaux, jetzt in Montmirail.«

Erst um fünf Uhr legte sie sich nieder, und erst um acht Uhr schlief sie ein.

Am Abend traf ein Courier aus Frankreich ein, welcher einen Brief von Marie Antoinette brachte. Ich war bei der Königin, als dieser Brief ankam; sie hatte den ganzen Tag nicht erlaubt, daß ich sie verließe. Mit zitternder Hand

öffnete sie den Brief, und gleich nachdem sie die erste Zeile gelesen, rief sie ungeduldig:

»Denke Dir, Emma, sie sind den 12. nicht abgereist.«

Mit diesen Worten zog sie ihr Tuch, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und fuhr dann fort zu sprechen, indem sie zugleich weiter las:

»Frau von Rochereul, die Geliebte eines Adjutanten Lafayette's, hatte bis zum 13. Abends Dienst bei dem Dauphin. Man fürchtete, daß die Sache verrathen werde. — »Man hat klug gehandelt,« murmelte sie, »aber es wäre besser gewesen, wenn man eher daran gedacht hätte.«

Sie las wieder einige Zeilen.

»Die Abreise ist nun bis auf den 18. verschoben,« sagte sie. »Also noch acht Tage der Angst und Unruhe.«

Sie zerknitterte das Papier in der Hand, anstatt es aber von sich zu werfen, steckte sie es zerknittert in den Busen.

»Wer ist der Courier, der diesen Brief gebracht hat?« fragte sie.

»Derselbe, den Ew. Majestät vor drei Wochen an die Königin von Frankreich abgesendet hat.«

»Ferrari?« rief sie.

»Ja, Ferrari, Majestät.«

»Dann lasse man ihn heraufkommen. Ohne Zweifel wird er mir noch etwas mündlich zu sagen haben.«

»Allerdings hat er gewünscht, daß man nicht vergessen möge, Ew. Majestät seinen Namen zu nennen.«

Es vergingen einige Secunden, dann trat Ferrari ein.

Es war ein Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, schon seit acht oder zehn Jahren im Dienste des

Schlosses, und ein ganz vortrefflicher Reiter, welcher, ohne auszuruhen, Strecken von hundert und zweihundert Lieues zurücklegte.

Er war es, der auf der Rückreise von Wien dem königlichen Wagen vorangeritten war, um überall Pferde zu bestellen. Marie Caroline hatte ihn ihrer Schwester als einen Mann empfohlen, dem sie unbedingt vertrauen könne.

Marie Antoinette war es, so scharf sie auch von Lafayette und dessen Generalstab bewacht ward, doch gelungen, Ferrari in den Tuilerien zu empfangen, und man hatte ihm alle Einzelheiten über die Art und Weise mitgetheilt, auf welche man die Wachsamkeit des Generals der Nationalgarde zu täuschen hoffte.

Um sich einen Begriff von den Schwierigkeiten, welche die Flucht darbot, machen zu können, muß man zuvörderst wissen, wie die königliche Familie bewacht war.

Lafayette, welcher der Nationalversammlung mit seiner eigenen Person haftete, hatte alle seine Vorkehrungen getroffen.

Sechshundert Mann Nationalgarde von den verschiedenen Sectionen hielten Tag und Nacht in den Tuilerien Wache.

Vor dem äußern Thor hielten fortwährend zwei berittene Gardisten. Schildwachen standen an allen Thüren des Gartens, und die Terrasse des Flusses war ebenfalls in Entfernungen von je hundert Schritt mit Schildwachen besetzt.

Im Innern war die Wachsamkeit nicht weniger groß.

Die Schildwachen standen bis in die Zugänge, welche

zu dem Cabinet des Königs und der Königin führten, bis in einen kleinen, im Dachraume angebrachten finstern Corridor, in welchen die für den Dienst der königlichen Familie bestimmten geheimen Treppen mündeten.

Der König und die Königin, welche keine Leibgarde mehr hatten, verließen den Palast nicht anders, als unter der Escorte von zwei oder drei Officieren der Nationalgarde.

Von allen diesen Schwierigkeiten umringt, hatten der König und die Königin Folgendes ausgesonnen:

Die erste Dame des Dauphin, die, welcher man nicht recht traute, verließ, wie die Königin Marie Antoinette in ihrem Brief gesagt, ihren Dienst am 12.

Das kleine Zimmer, welches sie in den Tuilerien bewohnte, ward dann leer.

Dieses kleine Zimmer ging in ein Gemach, welches schon seit sechs Monaten leer stand und von Herrn von Villequier, erstem Kammerherrn, bewohnt gewesen war. Es stand jetzt leer, weil Herr von Villequier ausgewandert war.

Dieses im Erdgeschoß befindliche Zimmer hatte zwei Ausgänge — einen auf den Prinzenhof, den andern auf die Rue Royale.

Die Königin sollte sagen, weil es ihr an Platz fehle, solle man ihr für ihre Tochter das Zimmer der Frau von Rochereul überlassen, welches durch Beendigung des Dienstes dieser Dame leer ward.

Was das Zimmer des Herrn von Villequier betraf, so sollte der König, der ein vortrefflicher Schlosser war, einen Schlüssel fertigen, mit dessen Hilfe man es öffnen könnte.

Wie zahlreich auch die Schildwachen waren, so hatte man gleichwohl vergessen, eine an die Thür dieses Zimmers zu stellen. Uebrigens waren, sobald es elf Uhr geschlagen, die Schildwachen, da der Dienst des Schlosses zu dieser Stunde endete, daran gewöhnt, sehr viele Leute auf einmal herauskommen zu sehen.

Man hatte daher Aussicht, mitten unter allen diesen Leuten den Palast verlassen zu können, ohne erkannt zu werden. War man einmal aus den Tuilerien hinaus, so übernahm ein Schwede, Herr v. Fersen, welcher der Königin sehr ergeben war, das Uebrige. Er wollte, als Fiakerkutscher verkleidet, an dem Pförtchen der Rue de l'Echelle warten, und die Flüchtlinge bis an die Barrière von Clichy bringen, wo ein von ihm bestellter Reisewagen, fertig bespannt, bei einem Freunde von ihm, Mr. Crawford, warten sollte.

Der König sollte als Intendant verkleidet sein, das heißt, einen grauen Rock, Atlasweste, grüne Beinkleider, graue Strümpfe, Schnallenschuhe und einen kleinen dreieckigen Hut tragen.

Ein Kammerdiener des Königs, Namens Hue, von derselben Größe wie der König und dessen Gang und Haltung der König sich einstudirt, ging seit zwei oder drei Tagen aus und ein und sollte damit fortfahren bis zum Abend der Flucht, damit man sich daran gewöhnen möchte, diesen graugekleideten Mann vorübergehen zu sehen.

Der Dauphin sollte als kleines Mädchen verkleidet werden. Die Königin, Madame Elisabeth, die königliche Prinzessin sollten mit den dienstthuenden Frauen unter-

mischt hinausgehen, und man hoffte, daß sie unter der Menge unbemerkt passiren würden.

Die Fliehenden mußten aber auch Pässe haben. Herr von Fersen hatte es übernommen, auch hiefür zu sorgen. Eine Freundin von ihm, Frau von Corff, stand im Begriff, Paris zu verlassen. Sie hatte einen Paß für sich, ihre beiden Kinder, einen Kammerdiener und zwei Kammerfrauen. Diesen Paß hatte sie Herrn von Fersen überlassen, und dieser hatte ihn der Königin gegeben. Auf diese Weise gedachte man aus Paris hinauszukommen.

Herr von Bouillé, ein Mann von Muth und Verstand, auf welchen der König rechnen konnte, hatte sämmtliche Truppen Lothringens, des Elsaß, der Franche-Comté und der Champagne unter seinem Commando. Er war beauftragt, die Straße zu exploriren, welche von Châlons über Varennes nach Montmédy führt.

In gewisser Entfernung auf dieser Straße aufgestellte und von treuergebenen Officieren commandirte Truppen sollten die Ankunft des Königs erwarten, und ihm zur Escorte dienen.

Herr von Bouillé hatte eine Million in Assignaten zugesendet erhalten, um alle Ausgaben bestreiten zu können.

So standen die Dinge, als am 13. Juni Abends Ferrari in Neapel ankam. Er hatte neun Tage gebraucht, um diesen Weg zurückzulegen und war folglich am 4. von Paris abgereist.

Die Königin Marie Caroline schenkte ihm zweihundert Ducaten, forderte ihn auf, auszuruhen, und befahl ihm, sich auf jedes Ereigniß gefaßt zu halten. Ferrari antwortete, vierundzwanzig Stunden Ruhe wären für ihn

genug und die Königin könne auch noch vor Ablauf derselben über ihn disponiren.

Fünftes Capitel.

Während aller dieser Tage der Unruhe, die auf die Ankunft des Couriers folgten, verlangte die Königin, daß ich in ihrer Nähe bliebe. Allen Anderen gegenüber zeigte sie sich ungestüm, heftig und schroff. Gegen mich allein blieb sie sanft und gut, denn nur mir allein theilte sie ihre Hoffnungen und Befürchtungen mit.

Der Courier der Gesandtschaft kam alle Wochen. Der 16. war der Tag seiner Ankunft. Am 16., während die Königin mit mir in dem alten Park der Herzöge von Caserta spazieren ging, ward uns von einem der Huissiers des Palastes ein Secretär aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugeführt. Schon von Weitem sah die Königin, daß dieser Secretär einen Brief in der Hand hatte. Sie erhob sich von der Bank, auf der wir saßen, und ging ihm rasch entgegen.

Der junge Mann verneigte sich und überreichte ihr den Brief.

Die Königin öffnete diesen Brief, las ihn, machte ein Zeichen der Ungeduld und gab ihn dann mir.

»Haben Euer Majestät mir vielleicht Befehle zu ertheilen?« fragte der junge Mann.

»Nein, ich habe Ihnen nur meinen Dank zu sagen.«

Der junge Mann verneigte sich abermals und fragte, ehe er sich entfernte, ob der Huissier ermächtigt wäre, ihm

eine Quittung über den Brief zu geben und zu bescheinigen, daß derselbe in die eigenen Hände der Königin befördert worden.

Der Huissier erhielt Befehl, zu thun, was von ihm verlangt ward. Der junge Mann und er entfernten sich.

Die Königin schlang ihren Arm um meinen Hals, las über meine Schulter hinweg und sagte:

»Verstehst Du?«

»Ja, vollkommen,« antwortete ich.

Und ich las laut:

»Die Jagd ist auf den 21. verschoben. Um Mitternacht wird man aufbrechen, um bei Tagesanbruch auf dem Sammelplatz zu sein. Diese Verzögerung ist durch einen Creditbrief verursacht worden, welcher den 20. fällig wird.«

Der Brief war ohne Unterschrift. Die Königin erkannte aber die Handschrift ihrer Schwester Marie Antoinette.

»Wie! Euer Majestät begreifen nicht?« fragte ich.

»O doch,« sagte die Königin. »Man wird erst am 20. um Mitternacht anstatt am 18. abreisen, weil am 20. Morgens der König den Vierteljahrsbetrag seiner Civilliste ausgezahlt erhält.«

»Und wie viel beträgt diese Summe?« fragte ich.

»Sechs Millionen.«

»Ah, das lohnt allerdings der Mühe,« sagte ich lächelnd.

»Ja,« antwortete die Königin, »aber immer noch dauert es zwei Tage. Wer weiß, was in diesen zwei Tagen geschehen kann.«

Dann schüttelte sie den Kopf und sagte:

»Ach, meine arme Emma, ich habe traurige Ahnungen.«

Es muß hierbei bemerkt werden, daß die Königin alle ihre Kümmernisse für sich und für mich behielt und weder dem König noch dem Minister ein Wort davon sagte.

Die Tage verflossen. Caroline ging nicht nach Neapel; sie verließ nicht Caserta und ich verließ sie nicht. Sir William, für welchen wir keine Geheimnisse hatten und der die Besorgnisse der Königin kannte, forderte mich selbst auf, ihr treue Gesellschaft zu leisten.

Während des ganzen Tages am 20. hatte sie keine Ruhe und konnte weder stehen noch sitzen. Es war als ob sie, von physischer Ermüdung dazu gezwungen, ihre haßerfüllten Gedanken zu verbannen suchte. Von Mitternacht an stieg ihre Aufregung, wenn dieses überhaupt möglich war, immer höher. Einen Augenblick lang war sie mit dem Gedanken umgegangen, Ferrari wieder nach Paris zu schicken. Sie hatte aber eingesehen, daß, wie sehr er sich auch beeilte, er doch immer nur erst den zweiten oder dritten Tag nach der Abreise der königlichen Familie in Paris anlangen würde. Deshalb hatte man Ferrari da behalten, um ihn für einen dringlichen Fall zur Verfügung zu haben.

Sie hoffte, daß der König oder die Königin im Augenblick der Abreise einen Courier an sie abgefertigt haben würde, um ihr diese Abreise zu melden. In diesem Falle ward dieser Courier am 29. Juni erwartet.

Der Tag des 29., des 30. Juni und der Vormittag des 1. Juli vergingen, ohne daß Nachrichten eintrafen; am 1. Juli aber gegen elf Uhr Morgens fand Sir William sich in eigener Person ein und verlangte mich zu sprechen.

Die Königin, welche für Alle ein Gegenstand der Unruhe war, forderte mich auf, sogleich zu Sir William hinunterzugehen. Er erwartete mich in einem kleinen Salon des Erdgeschosses. Gleich auf den ersten Blick sah ich ihm am Gesicht an, daß er der Ueberbringer schlimmer Nachrichten war.

»Was gibt's?« fragte ich ihn auf englisch.

»Der König und die Königin sind in einer Stadt Namens Varennes angehalten worden,« antwortete mir Sir William, »und höchstwahrscheinlich hat man sie zu dieser Stunde schon wieder nach Paris zurückgeführt.«

»Wie sagen Sie, Sir William?« rief eine Stimme.

Ich drehte mich um. Die Königin stand ungeduldig und ein Unglück ahnend auf der Schwelle der Thür. Sie war mir gefolgt und hatte Sir Williams Worte gehört, ohne dieselben zu verstehen. An dem Tone aber, womit er gesprochen, hatte sie wohl errathen, daß er mir nichts Gutes verkündete.

Sie hatte ihre Frage auf französisch gethan.

»Madame,« antwortete Sir William, »ich meldete Mylady ein großes Unglück.«

»Man hat meine Schwester ermordet!« rief die Königin.

»Nein, Madame, ein solches Verbrechen hat Gott nicht gestattet. Ihre Schwester lebt, aber sie ist auf ihrer Flucht erkannt, angehalten und gefangen nach Paris zurückgebracht worden.«

»Gefangen? Meine Schwester? Man hat gewagt, die Hand an eine königliche Person zu legen?«

»Ihr erster Gedanke, Madame, war ja, daß man sie gar ermordet hätte.«

»Daß man eine Königin ermordet, ist mir erklärlich. Dazu bedarf es blos eines Fanatikers oder eines Wahnsinnigen. Um sie aber gefangenzunehmen, dazu bedarf es einer offenen Rebellion, einer Volksempörung, einer Revolution!«

»Aber wie wollten denn Ew. Majestät die Bewegung, welche jetzt in Frankreich stattfindet, anders nennen als eine Revolution?«

»Wenigstens hoffe ich, daß, wenn die Königin Gefangene, sie es in ihrem Palaste ist?«

»Wir wissen noch weiter nichts, Madame, als daß vierzig oder fünfzig Lieues von Paris, in einer kleinen Stadt, welche man Varennes nennt, Ihre Majestäten der König und die Königin von Frankreich angehalten worden sind. Die englische Gesandtschaft hat mir einen Courier mit einer Depesche zugesendet, die weiter nichts enthält. Beim Abgange des Couriers waren der König und die Königin schon nach Chalons zurückgebracht und drei Volksrepräsentanten reisten von Paris ab, um ihnen entgegenzugehen und sie zu beschützen.«

»Um sie zu beschützen!« rief Marie Caroline; »drei Advocaten wahrscheinlich beschützen den König und die Königin von Frankreich! Das ist seltsam! Kann ich den Courier sprechen?«

»Ich habe ihn mitgebracht, denn ich vermuthete sogleich, daß Ew. Majestät ihn vielleicht zu befragen wünschten.«

»Ich danke Ihnen; lassen Sie ihn kommen. Nicht wahr, Du wirst mir als Dolmetscherin dienen, Emma?«

»Ich glaube, er spricht französisch,« antwortete Sir William.

»Nun dann um so besser,« sagte die Königin.

Fünf Minuten später stand der Courier vor ihr.

Er wußte aber weiter nichts, als was er auf der Straße sprechen gehört. Man hatte ihm erzählt, daß man, als man die Flucht des Königs erfahren, Lafayette hatte umbringen wollen, weil man ihn beschuldigte, diese Flucht begünstigt zu haben. Das Ernsthafteste bei der Sache sei, daß die Pariser im höchsten Grade erbittert wären, und er könne versichern, daß der König bei seiner Rückkunft nach Paris Alles zu fürchten haben würde, wenn nicht zu seiner Sicherheit die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen wären.

Plötzlich, während der Courier der Königin diese Einzelheiten mittheilte, erinnerte er sich, daß er auf den Straßen »Gefangennehmung des Königs Ludwigs des Sechzehnten« ausrufen gehört und daß er das Zeitungsblatt gekauft hatte, in welchem die Gefangennehmung erzählt ward.

Die Königin streckte begierig die Hand aus, der Courier suchte in seinen Taschen und zog endlich aus einer derselben eine Nummer der »Revolutionen von Frankreich und Brabant« von Camille Desmoulins hervor.

Die Königin durchflog das Blatt rasch, dann knitterte sie es mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wuth zwischen den Händen zusammen und rief:

»O, die Elenden! Besser wäre es, sie hätten ihn zehn-, hundert-, tausendmal getödtet, als auf diese Weise beschimpft.«

»Ich nahm ihr das Journal aus den Händen und wollte es dem Boten zurückgeben.

»O, lies! lies!« sagte sie; »ich will, daß Du selbst sehest, wie diese nichtswürdigen Franzosen ihrem König begegnen.«

Meine Augen fielen auf folgende Zeilen:

»Wovon hängen die großen Ereignisse ab? Sainte-Menehould, dieser Name erinnert unsern gekrönten Sancho Pansa an die berühmten Schweinsfüße. Er will sich nicht nachsagen lassen, daß er durch Sainte-Menehould gekommen sei, ohne von den berühmten Schweinsfüßen an Ort und Stelle gegessen zu haben. Er gedenkt nicht mehr des Sprichwortes: Plus occidit gula quam gladius. Die Zeit, welche über diesen Zubereitungen verging, war ihm verderblich.«

»Dergleichen Angriffe verdienen blos Verachtung,« sagte ich zur Königin.

Ohne auf mich zu hören, fuhr sie fort:

»Und die Könige sehen ihren Bruder auf diese Weise behandeln, und sie erheben sich nicht Alle wie ein Mann und schwören, auf Paris zu marschiren und in dieser fluchwürdigen Stadt keinen Stein auf dem andern zu lassen. O Könige! Familie von Feiglingen! Sehet Ihr nicht, daß man Euch dort allen den Prozeß macht? Sir William!«

»Madame?« entgegnete Sir William, indem er sich verneigte.

»Kehren Sie jetzt sogleich wieder nach Neapel zurück?«

»Wenn Ew. Majestät es wünscht.«

»Ja, ich wünsche es, und Sie können mir wohl einen Platz in Ihrem Wagen einräumen?«

»Dies wäre eine große Ehre für mich, Madame.«

»Doch nein, eben fällt mir etwas noch Besseres ein. Gehen Sie, in einer Viertelstunde folgen wir Ihnen. Gehen Sie in den Palast und bitten Sie den König in meinem

Namen, den Cabinetsrath zusammenzuberufen. Ich will mit allen diesen Männern sprechen. Ich sehe noch gar nicht, daß man sich zum Kriege rüstet, und dennoch haben wir gegen unsern Bruder Leopold Verbindlichkeiten übernommen. Es wäre eine Schande, wenn er bereit wäre und wir wären es nicht. Gehen Sie, Sir William, gehen Sie, und bemühen Sie sich zu erfahren, ob wir auf England rechnen können.«

Wenn die Königin auf diese Weise so sprach, so lag in ihrem Worte eine solche Macht, in ihrer Geberde eine solche Würde, in ihrer Person eine solche Majestät, daß Jeder, der sie hörte, an weiter nichts dachte, als ihr zu gehorchen.

Sir William begnügte sich daher, sie zu hören, stieg wieder in den Wagen und rief dem Kutscher zu:

»Nach dem königlichen Palast — so rasch als möglich!«

Eine Viertelstunde später stiegen wir, wie die Königin gesagt, selbst in den Wagen und folgten Sir William.

Sechstes Capitel.

Obschon die Königin ihren Kutscher auf dieselbe Weise zur Eile ermahnte, wie Sir William den seinigen, so kam dieser doch, da Sir William die besten Pferde in Neapel, selbst die des Königs, nicht ausgenommen, hatte, zwanzig Minuten vor uns an.

Die Folge davon war, daß die Königin bei ihrem Eintritt in den Palast den Ministerrath versammelt fand.

Der Minister Acton hatte seinerseits ebenfalls die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs von Frankreich erhalten und geglaubt, daß die Sache wohl der Mühe verlohne, dem Cabinetsrath vorgetragen zu werden.

Da ich der Königin nicht folgte, sondern der Wagen, nachdem er sie im Palast abgesetzt, mich nach dem Gesandtschaftshotel brachte, so erfuhr ich das, was nun geschah, nur durch Hörensagen.

Der König hatte in ziemlich schlechter Laune Platz genommen, indem er im Voraus erklärt, daß er weit wichtigere Geschäfte habe als die, womit der Cabinetsrath sich beschäftigte, und indem er den Ministern zugleich andeutete, daß er nicht bis zu Ende der Sitzung bleiben würde. Als er die Königin kommen sah, dachte er sogleich den Vorsitz im Cabinetsrath ihr zu übertragen und näherte sich ihr daher, indem er sich sehr liebenswürdig gegen sie zeigte und sie seine »liebe Schulmeisterin« nannte, was er nur that, wenn er ganz besonders gut gelaunt gegen sie war.

Plötzlich und in dem Augenblicke, wo die Discussion am lebhaftesten war, pochte man auf eine gewisse Weise an die Thür.

Die Königin fragte ungeduldig, wer die Keckheit habe, mit dieser Vertraulichkeit an die Thür des Cabinetsraths zu pochen; der König machte aber eine Geberde.

»Meine liebe Schulmeisterin,« sagte er, »beunruhige Dich nicht, es gilt mir. Ich weiß schon, was es ist.«

Mit diesen Worten ging er hinaus. Die Königin machte einen langen Hals und sah zwischen der sich öffnenden Thür hindurch einen Piqueur, welcher den König erwartete.

Nach einigen Secunden öffnete die Thür sich wieder.

»Ich kann nicht länger bleiben, ich habe anderwärts Geschäfte,« sagte Ferdinand. »Vertritt meine Stelle, liebe Caroline. Was Du thust, wird wohlgethan sein wie immer.«

Mit diesen Worten verabschiedete er sich von der Königin und den Ministern mit einer Handbewegung und schloß die Thür wieder, worauf man sich rasch entfernende Tritte hörte.

Die Königin war an eine solche Handlungsweise des Königs gewöhnt und ließ sich in der Regel dadurch weiter nicht beunruhigen. Diesmal aber erschienen ihr die Umstände so ernst, daß der König trotz des Widerwillens, welchen die öffentlichen Geschäfte ihm einflößten, dem Cabinetsrath doch wohl bis zu Ende beiwohnen gesollt hätte, denn es war auch ein wenig sein Prozeß, der hier abgeurtheilt ward.

Mitten unter der Berathung brachte man der Königin einen Brief, welcher von Wien kam. Er war von ihrem Bruder Leopold und meldete ihr Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit.

Der Kaiser schrieb ihr, daß er nächstfolgenden Monat, ungefähr den 20. August, mit dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm, eine Zusammenkunft in Pillnitz haben werde. Die Folge dieser Zusammenkunft werde höchst wahrscheinlich eine Kriegserklärung gegen Frankreich sein.

Der Kaiser ersuchte deshalb seinen Schwager Ferdinand, sich für diesen Fall bereit zu halten, das Contingent

zu stellen, zu welchem er sich bei seinem Besuch in Wien selbst verbindlich gemacht.

Der Kaiser wußte noch nicht die Gefangennehmung in Varennes oder vielmehr er mußte sie zu dieser Stunde wissen, denn die Communicationen waren zwischen Paris und Wien rascher, als zwischen Paris und Neapel. Sein vom 23. Juni datirter Brief war aber drei oder vier Tage vorher geschrieben, ehe er die traurige Neuigkeit wissen konnte.

Es war ein Glück für die Königin, daß ihr Gemal den Vorsitz ihr übertragen, denn der König, der um halb zwei Uhr sich im Cabinetsrath eingefunden, würde sich nicht dazu verstanden haben, bis um sechs Uhr auszuhalten.

Caroline hatte die Freude, durch die von Acton eingezogenen Erkundigungen zu erfahren, daß, wenn die Feindseligkeiten gegen Frankreich noch nicht begonnen, wenigstens alle Anstalten zum Einrücken in das französische Gebiet getroffen wurden.

Fünfunddreißigtausend Mann Deutsche rückten gegen Flandern vor; fünfzehntausend Mann andere gegen den Elsaß; fünfzehntausend Mann Schweizer machten sich fertig, auf Lyon zu marschiren; eine piemontesische Armee bedrohte die Dauphiné und zwanzigtausend Mann Spanier hielten sich bereit, die Grenze zu überschreiten.

Der General Acton ward als Marine- und Kriegsminister beauftragt, das Kriegsmaterial an Schiffen, Kanonen und Munition zu vervollständigen. Er versprach der Königin Waffen, und Pulverfabriken einzurichten, und dann schrieb er an die Prinzen von Hessen-Philippstadt, von

Würtemberg und von Sachsen, um allen dreien Commandos anzubieten.

Dies war das, was das Aeußere betraf; die Königin hatte aber beschlossen, auch das Innere einer Ueberwachung zu unterwerfen, die jedem Ereignisse vorbeugte, welches sich in seinem Princip oder in seinem Ziel denen näherte, welche jetzt in Frankreich stattfanden.

Man beschloß die Häuser der Stadt, die es noch nicht waren, zu numeriren; man stellte in jedem Quartier Commissäre an, welche ausschließlich mit einer politischen Polizei beauftragt waren. Ein junger Mann, den der General Acton der Königin als unternehmend, geschickt und ehrgeizig empfehlen zu können glaubte, erhielt einen Titel, der seit langer Zeit abgeschafft war, jetzt aber für diese Zeiten der Unruhe wieder hervorgesucht ward, nämlich den eines Regenten der Vicaria.

Dieser junge Mann war der Chevalier Ludovico von Medici, welcher, nachdem er einmal zur Macht gelang war, dieselbe auch nicht wieder verlassen sollte.

Die Königin hatte keinen Grund, sich zu beklagen. Man hatte in einer einzigen Sitzung mehr Arbeit verrichtet, als man sonst in zehn zu erledigen pflegte.

Als die Königin den Cabinetsrath verließ, wollte sie wissen, was für ein dringendes Geschäft es wäre, was den König veranlaßt, sich so plötzlich zu entfernen, und warum der Piqueur sich erlaubt hatte, an die Thür zu pochen.

Dieser Piqueur kam, um dem König zu melden, daß sich ein prächtiger Schwarm Feigendrosseln in Capo di Monte niedergelassen habe, und da baldiges Wiederauffliegen zu erwarten stand, weil jetzt die Zugzeit dieser Vögel

war, so hatte der König seinem Piqueur befohlen, ihn sofort zu benachrichtigen, sobald gut zum Schusse zu kommen wäre.

Der Piqueur hatte nicht verfehlt, diesem Befehle nachzukommen, und dies war die wichtige Angelegenheit, welche den König Ferdinand abgehalten, seinen Antheil an den Maßregeln zu nehmen, welche, wie man wenigstens hoffte, zur Rettung seines Schwagers Ludwig des Sechzehnten und seiner Schwägerin Marie Antoinette beitragen sollten.

Die Königin hatte mir befohlen, punkt sechs Uhr im Palast zu sein. Ich erwartete sie seit einer halben Stunde, als sie aus dem Cabinetsrath kam. Sie erzählte mir achselzuckend die Geschichte des Königs, im Grunde genommen aber machte diese Sorglosigkeit ihres Gemals sie gleichzeitig zum König und zur Königin und ihr Despotismus war gern damit einverstanden.

Wir stiegen wieder in den Wagen und fuhren nach Caserta zurück.

Unterwegs begegneten wir einer Art Postchaise, welche mit Staub bedeckt war und einen langen Weg zurückgelegt zu haben schien. Als man die königliche Livrée erkannte, stieg eine Dame halb aus dem Wagen heraus und rief ihrem Postillon zu, daß er Halt machen solle.

Es war augenscheinlich, daß diese Dame, woher sie auch kommen mochte, zur Königin wollte.

Die Königin ließ unseren Wagen ebenfalls halten und wartete.

Die Reisende sprang nun vollends von ihrem Wagen herab und war im nächsten Augenblick bei uns.

»Im Auftrage der Königin Marie Antoinette!« sagte sie.

»Sie kommen im Auftrage meiner Schwester?« fragte die Königin.

»Ja, Madame.«

»Haben Sie einen Brief von ihr?«

»In meinem Portefeuille.«

»Von ihr selbst?«

»Euer Majestät kennt die Chiffre der Königin, nicht wahr?«

»Ja wohl! Lassen Sie Ihren Wagen dem unserigen folgen und setzen Sie sich mit zu uns. Wie heißen Sie?«

»Mein Name ist Ihnen unbekannt, Madame, ich glaube aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Inglesina bin.«

»Ah, ja, ja! Sie gehören zum Haushalt der Prinzessin von Lamballe. Setzen Sie sich mit zu uns — steigen Sie ein.«

Die junge Dame richtete einige Worte in vortrefflichem Italienisch an den Postillon, stieg in unsern Wagen und setzte sich auf den Vordersitz. Ihr Wagen folgte.

»Rasch! rasch!« sagte die Königin, »erzählen Sie uns, wie die Sachen stehen. An welchem Tage haben Sie Paris verlassen?«

»Am 26. Juni, Madame, am Tage nach der Rückkehr der Königin.«

»Und meine Schwester befindet sich wohl?«

»Ja, Madame, abgesehen von den Aufregungen und Anstrengungen dieser furchtbaren Reise.«

»Wie ist ihre Situation in den Tuilerien?«

»Es ist die einer Gefangenen, dies darf man sich nicht

verhehlen und sie wird Gefangene bleiben, bis zu dem Augenblicke, wo der König die Constitution beschworen haben wird.«

»Er möge sie denn beschwören und Zeit gewinnen, bis wir ihr zu Hilfe kommen können.«

»Ach, Madame, diese Hilfe ist es, um deren Beschleunigung ich im Namen der Königin zu bitten komme.«

»Wir beschäftigen uns bereits damit, seien Sie unbesorgt.«

Während dieser Zeit entsiegelte die Königin den Brief von ihrer Schwester, vergebens aber versuchte sie den Sinn desselben zu enträthseln.«

»Ich kann nicht lesen, wenn ich den Schlüssel der Chiffreschrift nicht vor Augen habe,« sagte sie ungeduldig.

»Es ist das Wort Ludovico dreimal wiederholt.«

»Ja, ich werde aber in Caserta lesen, wo ich die Gedanken zusammennehmen kann. Jetzt sagen Sie mir, wer Sie schickt. Erzählen Sie mir die nähern Umstände Ihrer Reise und was in Paris in dem Augenblicke Ihrer Abreise von dort gesprochen ward.«

»Mit Lebensgefahr wollte ich mich überzeugen, daß die Königin ohne Unfall in den Palast zurückgekehrt sei, und da die Reiseroute der hohen Personen vorgezeichnet war und man wußte, daß sie durch die Barrière de l'Etoile zurückkommen würden, so begab ich mich gleich am frühen Morgen in den Tuileriengarten. Sobald die Königin herein war, mußte ich es der Prinzessin von Lamballe melden, welche sich bei ihrem Vater, dem Herzoge von Penthièvre, befand. Ich muß Ew. Majestät gestehen, daß die Haltung der Bevölkerung eine sehr drohende war.«

»Gegen wen?«

»Gegen den König und gegen die Königin, Madame.«

»Ha, diese verwünschten Franzosen!«

»Man hatte, um die Verblendung der Monarchie anzudeuten, der Statue des Königs Ludwig des Fünfzehnten die Augen verbunden und in gewissen Zwischenräumen waren große Tafeln angebracht auf welchen die Worte standen: »Wer dem König Beifall schenkt, wird durchgeprügelt; wer ihn beschimpft, wird gehängt.«

Ich fühlte mich schaudern. Die Königin ward sehr bleich.

»Erzählen Sie weiter,« sagte sie.

»Ich sah den königlichen Wagen von Weitem kommen. Er ward von den Grenadieren escortirt, deren hohe Bärenmützen den Schlag verdeckten. Zwei Grenadiere standen auf dem Tritte des vordern Coupé's und waren beauftragt, die drei Leibgardisten zu schützen, welche dem Könige treu geblieben, ihn auf seiner Flucht begleitet und sich geweigert hatten, in Meaux, wie Barnave ihnen vorgeschlagen, zu entfliehen, weil sie das Schicksal des Königs bis an's Ende theilen wollten.«

»Kennen Sie die Namen dieser wackern Leute?« fragte die Königin.

»Es sind die Herren von Moustier, von Malden und von Valori.«

Die Königin schrieb die drei Namen in ihr Notizbuch.

»Weiter, weiter!« fuhr sie fort, während sie noch schrieb.

»Lafayette erwartete mit seinem ganzen Generalstabe den Wagen am Gitterthore der Tuilerien. Sobald die Kö-

nigin ihn erblickte, rief sie ihm zu: »Herr von Lafayette, retten Sie die drei Gardisten, sie haben nur dem Könige gehorcht.«

»Dieser einfache Gehorsam ward ihnen aber als ein Verbrechen angerechnet. Eine Spalier von Nationalgarden zog sich von der Drehbrücke bis an den Perron des Palastes. An diesem Perron mußten die hohen Reisenden aussteigen. Hier lauerte sonach die Gefahr.

»Die Nationalversammlung hatte zwanzig Deputirte geschickt. Diese warteten vor dem Thore des Schlosses.

»Lafayette sprang vom Pferde, und ließ von der Terrasse mit dem Thore des Gartens, mit den Musketen und Bajonetten der Nationalgarde eine förmliche eiserne Straße bilden.

»Die beiden Kinder, die Prinzessin und der Dauphin, stiegen zuerst aus und erreichten den Palast ohne Hinderniß.

»Nun kamen die Leibgardisten an die Reihe. Man hatte geschworen, sie nicht lebendig wieder den Palast betreten zu lassen. Man hatte das Gerücht verbreitet, es wären dies dieselben, welche am 2. October die dreifarbige Cocarde mit Füßen getretene hätten. In dem Augenblick, wo sie von dem Kutschbocke herabstiegen, fand deshalb ein fürchterlicher Kampf statt und die Säbel und Piken der Männer des Volkes durchbrachen die Reihen der Nationalgarden. Valori und Malden wurden verwundet.«

Die Königin Caroline trocknete sich mit ihrem Tuche den Schweiß von der Stirn.

»Ha!« sagte sie, »wenn ich bedenke, daß wir vielleicht bestimmt sind, ähnliche Gräuel zu sehen. Doch nein, nein

nein,« fuhr sie, mit den Zähnen knirschend, fort, »eher ließe ich sie alle vertilgen.«

Ich faßte sie bei den Händen.

»O, niemals, niemals!« sagte ich. »Beruhigen Sie sich doch, Majestät!«

»Wenn Du wüßtest, wie diese Neapolitaner mich hassen. Vielleicht mehr als die Pariser meine Schwester hassen. Aber erzählen Sie weiter. Wie erreichte sie den Palast?«

»Sie ward von ihren beiden erbittertsten Feinden, den Herrn von Noailles und Aiguillon, gewissermaßen hineingetragen. Als sie sich in den Händen derselben sah, glaubte sie sich auch wirklich verloren. Sie irrte sich. Diese beiden Männer waren hierhergekommen, nicht um sie in's Verderben zu stürzen, sondern um sie zu retten.«

»Und der König?«

»Der König stieg zuletzt aus, Madame. Er schien mir sehr ruhig zu sein. Er ging zwischen Barnave und Petion mit seinem gewöhnlichen Schritt.«

»Und Sie selbst?«

»Ich kehrte in das Hotel Penthièvre zurück, um der Prinzessin von Lamballe die gute Nachricht zu bringen, daß die Königin ohne Unfall in den Palast zurückgekehrt sei. Im Laufe des Abends kam Madame Campan. Sie brachte im Auftrage der Königin den Brief, den ich soeben die Ehre gehabt Ew. Majestät zu überreichen. Sie bat im Namen der Königin Marie Antoinette Ew. Majestät, eine Abschrift davon dem Kaiser Leopold zu übersenden, an welchen sie nicht Zeit gehabt zu schreiben. In Meaux, wo sie im Hause des Bischofs die Nacht vom 23. zum 24. zu-

gebracht, hatte sie Mittel gefunden, an Ew. Majestät zu schreiben.«

»Ach, meine arme Marie! meine arme Marie!« rief die Königin. »O, warum kann ich nicht sie anstatt dieses Briefes an mein Herz drücken! Ach, wäre es ihr möglich, zu entrinnen, zu mir zu kommen! In Caserta und in Neapel würde sie hundertmal glücklicher sein als in Versailles und in Paris.«

»Wenn sie es könnte, Madame,« sagte die Inglesina, »so würde sie sicherlich nicht ermangeln es zu thun und sich glücklich schätzen.«

Man betrat den Palast in Caserta.

»Uebernimm die Sorge für unsere liebe Inglesina,« sagte die Königin, sich zu mir wendend. »Siehe zu, daß es ihr an nichts fehle. Ich werde mittlerweile den Brief meiner armen Marie lesen und die mir von ihr ertheilten Weisungen befolgen.«

Eine Stunde später ging ein Courier nach Neapel ab, um den General Acton aufzufordern, sich den nächstfolgenden Tag in Caserta einzufinden und dem Courier des Kaisers Leopold zu befehlen, nicht abzureisen, ohne die Depeschen der Königin mitzunehmen.

Siebentes Capitel.

Die Geschichte unserer Inglesina — welche ich fortfahren werde, mit diesem Namen zu benennen, weil sie uns ersucht, ihren wahren Namen nicht zu veröffentlichen — war sehr einfach. Sie war das einzige noch übrige Kind

einer edlen herabgekommenen Familie und erfreute sich der Gunst und des Schutzes des Herzogs von Norfolk und der Lady Mary Duncan, welche ihre Familie gekannt und sie selbst in dem irländischen Kloster der Rue du Bac untergebracht hatten.

Hier genoß sie den Unterricht Sacchini's, Musiklehrers der Königin. Erstaunt über die Fortschritte, welche seine Schülerin machte, und da er sie überdies mit großer Geläufigkeit italienisch und deutsch sprechen gehört, rühmte der Componist des »Oedipus auf Colonos« sie seiner königlichen Gebieterin so sehr, daß diese die junge Dame zu sehen wünschte.

Die Prinzessin von Lamballe erbot sich, sich incognito in dem Kloster gerade zu der Stunde einzufinden, wo Sacchini seine Lection geben würde. Sie kam auch wirklich und versicherte, nach ihrer Rückkunft in die Tuilerien, der Königin, daß die Lobsprüche des berühmten Componisten keineswegs übertrieben seien.

Zwei Tage später ward Inglesina von der Königin empfangen, welche, die Dienste bedenkend, die in den ernsten Umständen, worin sie sich befand, eine Person ihr leisten konnte, welche, zugleich englisch, deutsch und italienisch sprach, die junge Dame an sich fesselte, weit mehr durch sanfte Worte, als durch die Hoffnungen auf Belohnungen, welche die Königin zu dieser Zeit nicht einmal zu versprechen gewagt hätte, da sie ja fürchten mußte, diese Versprechungen nicht halten zu können.

Inglesina erzählte uns selbst, wie sie von der Königin von Frankreich den Auftrag erhalten, dessen sie sich in diesem Augenblicke bei der Königin von Neapel entledigte.

Sie war aus Frankreich mit zwei Briefen abgereist — einem an Marie Caroline, und dies war der, welchen sie ihr soeben zugestellt, und einem zweiten an die Herzogin von Parma. Da Parma auf dem Wege nach Neapel lag, so war der für die Herzogin von Parma bestimmte Brief nothwendig zuerst abgegeben worden.

Als Inglesina in Parma angelangt war, hatte sie erfahren, daß die Herzogin sich in Colorno, ihrem Landhause, befand.

Sie machte sich demzufolge sofort dahin auf, und langte in dem Augenblicke an, wo die Herzogin ausreiten wollte. Sie winkte einem Diener, der sich ihrem Wagen näherte, und bat ihn, die Herzogin von ihrer Ankunft zu unterrichten. Der Diener ging auf die Herzogin zu und meldete ihr, daß eine junge Dame, die soeben aus Paris angekommen, sie zu sprechen wünsche und einen Brief überbrächte, den sie nur der Herzogin selbst zustellen könne.

Inglesina folgte mit den Augen dem Diener, der ihr Vermittler geworden. Bei den Worten: »Eine junge Dame aus Paris« hatte sie gesehen, wie die Herzogin stutzte und unruhig ward. Sofort aber näherte sich diese dem Wagen und Inglesina wiederholte ihr, um weder von den Franzosen noch von den Italienern, welche die Herzogin umgaben, verstanden zu werden, auf deutsch, was sie ihr schon durch den Diener hatte sagen lassen, nämlich, daß sie von der Königin Marie Antoinette mit einem Briefe beauftragt sei, den sie nur ihr allein überreichen könne.

Die Herzogin hatte Inglesina hierauf aufgefordert, den Wagen zu verlassen, und in den Palast hineinzugehen, in welchen sie ihr dann nachgefolgt war, und den Brief ge-

lesen hatte, während die Botin einige Erfrischungen zu sich nahm.

Kaum hatte die Herzogin die erste Zeile gelesen, so hatte sie auf italienisch ausgerufen:

»O mein Gott, mein Gott! Alles ist verloren! Es ist zu spät!«

So wie sie weiter las, rief sie von Zeit zu Zeit:

»Vergebens! völlig vergebens! Sie sind Alle verloren!«

Dann setzte sie, sich zu Inglesina wendend, hinzu:

»Es thut mir leid, daß es Ihnen nicht möglich ist, hier zu bleiben und ein wenig auszuruhen. Wenn Sie aber nach Parma zurückkommen, so wird es mir sehr angenehm sein, Sie wiederzusehen!«

Dann zog sie ihr Tuch, trocknete sich eine Thräne und sagte:

»Die Umstände sind gegenwärtig von der Art, daß ich, wenn ich diesen Brief beantworten wollte, nicht bloß mich, sondern auch meine Schwester und Sie selbst bloßstellen würde.«

Mit diesen Worten stieg sie wieder zu Pferde, wünschte Inglesina glückliche Reise und galoppirte davon.

Inglesina setzte ihren Weg weiter fort. Allerdings fand sie die Herzogin von Parma in Bezug auf die Gefahren, in welchen ihre Schwester schwebte, ein wenig kalt; da ihr aber natürlich daran lag, so bald als möglich in Neapel anzulangen, so reiste sie schnell weiter, ohne sich die mindeste Ruhe zu gönnen.

Nach den Enttäuschungen kamen die Katastrophen. Inglesina reiste, wie schon bemerkt, in einer Postchaise mit

einem Diener auf dem Kutschbock. Dieser Diener hatte unter seinen Füßen die Cassette, in welcher die Reisende ihr Geld und ihre sonstigen Kostbarkeiten verwahrt hielt. Da sie bei Tage in Rom ankommen wollte, so schickte sie ihren Diener voraus, um Pferde zu bestellen. Da aber nun Niemand mehr da war, der die Casse bewachte, so ward sie zwischen Acqua Pendente und Monte Rosa gestohlen, so daß sie bei ihrer Ankunft in Rom gerade noch so viel Geld hatte, um die Post bezahlen zu können, aber keinen Heller, um ihre Reise nach Neapel fortzusetzen. Zum Glück hatte sie einen Empfehlungsbrief an die Herzogin von Paoli, welche in Fontana Trevi wohnte. Am Morgen vor ihrer Ankunft hier begab sie sich daher zu der Herzogin, übergab ihr ihren Brief und erzählte ihr ihr Unglück.

Die Herzogin lieh ihr hundert Ducaten, womit sie ihre Reise fortsetzte. Inglesina wußte wohl, daß sie, sobald sie nur einmal in Neapel wäre, dann nichts mehr brauchen würde. Die Herzogin gab ihr überdies einen Empfehlungsbrief und zwar an Niemand anders als an Sir William. Da Inglesina nicht wußte, wer ich war, so fragte sie mich, ob ich den englischen Gesandten kenne, ob dies ein gefälliger Mann sei, und ob ich sie an ihn empfehlen könnte.

Zu Inglesina's großem Erstaunen bestand meine Antwort darin, daß ich den an Sir William gerichteten Brief entsiegelte.

Die Herzogin von Paoli bat Sir William darin, alle nothwendigen Nachforschungen anstellen zu lassen, damit die arme Inglesina wieder in den Besitz ihrer Cassette käme.

Da ich nicht wußte, ob ich Sir William vor dem Ab-

gange des kaiserlichen Couriers, welcher wieder durch Rom kam, und auf den nächstfolgenden Morgen bestellt war, sehen würde, so ergriff ich eine Feder und schrieb an den englischen Consul in Rom, indem ich ihn bat, bei den päpstlichen Behörden darauf zu dringen, daß alle nöthigen Schritte gethan würden, nicht wie sie gewöhnlich zu geschehen pflegten, sondern mit Ernst und Nachdruck. Ich bezeichnete die beiden Postillone als die Personen, welche vor allen Dingen festgenommen werden müßten, denn Inglesina hatte mir gesagt, daß man sie ihr als Diebe von Profession bezeichnet.

Als ich den Brief beendet hatte, gab ich ihn Inglesina zu lesen, welche, als sie ihn mit »Lady Hamilton« unterzeichnet sah, das ganze Geheimniß meiner Indiscretion durchschaute. Gleichzeitig zog ich von meinem Finger einen schönen Brillantring, den ich sie bat, zum Andenken an die originelle Weise anzunehmen, auf welche wir mit einander Bekanntschaft gemacht.

Als wir noch so mit einander sprachen, trat die Königin ein und hatte die Güte, sich selbst bei Inglesina zu erkundigen, ob ich auch gut Sorge für sie getragen.

Inglesina antwortete, indem sie lebhaft meine Hand ergriff und dieselbe küßte, ehe ich noch Zeit hatte, es zu verhindern.

Die Königin fragte weiter, und Inglesina ersah daraus, daß sie an den Ereignissen in Frankreich und an den Gefahren, in welchen ihre Schwester schwebte, ein ganz anderes Interesse nahm, als die Herzogin von Parma.

Als die Königin dann sah, wie die arme Inglesina trotz der Ehrfurcht, welche die Nähe der Königin ihr ein-

flößte, stehend einschlief, gestattete sie ihr, sich zu Bett zu legen.

Unter der Thür rannte Inglesina aber fast mit dem General Acton zusammen, welcher, obschon erst auf morgen bestellt, doch, weil er wußte, daß es sich um einen Boten oder vielmehr um eine Botin aus Frankreich handle, eiligst herbeikam, um seinen Eifer zu beweisen und sich der Königin zur Verfügung zu stellen.

»Ich bitte um Verzeihung, Madame,« sagte er, »eben wollte ich mich anmelden lassen, als Mademoiselle die Thür öffnete und ich mich Ew. Majestät gegenüber sah.«

»Kommen Sie schnell, General!« sagte die Königin. »In solchen Augenblicken wie diese kann von Etikette keine Rede mehr sein. Sie wissen was vorgeht, Sie wissen, daß meine Schwester und ihr Gemal Gefangene in den Tuilerien sind. Ludwig der Sechzehnte befindet sich genau in derselben Lage wie Carl der Erste von England. Man wird ihm den Kopf abschlagen wie diesem.«

»O Madame,« sagte der General, »glauben Sie, man übertreibt.«

»Kommen Sie noch einmal herein, Inglesina, kommen Sie noch einmal herein,« rief die Königin, »und sagen Sie ihm wie die Dinge stehen. Diese Kaltblütigkeit könnte mich zur Verzweiflung bringen.«

»An welchem Tage haben Sie Paris verlassen?« fragte der General die wieder eintretende Inglesina.

»Nun, mein Gott,« rief die Königin ungeduldig, »an dem Tage, wo Alles verloren war.«

»Ich bitte Majestät, lassen Sie diese junge Dame

sprechen,« sagte Acton, »und Sie werden sehen, daß nicht Alles verloren ist. Haben Sie ein wenig Geduld.«

»Geduld!« sagte die Königin, »Geduld! Seit der Einnahme der Bastille, das heißt seit zwei Jahren, höre ich von nichts Anderem sprechen.«

Sie sank auf einen Sessel, wendete sich zu Inglesina, welche durch diese Gemüthsbewegung der Königin vollständig wieder munter gemacht worden, und sagte:

»Erzählen Sie ihm Alles, und wenn er wissen wird, was ich weiß, so wollen wir sehen, ob er wieder wagen wird zu sagen:

»Geduld!«

So wie Inglesina sprach, machte die Königin Bewegungen mit dem Kopfe und fragte wiederholt:

»Nun? nun? nun?«

Dann als die Botin geendet hatte, sagte sie:

»Ich habe einen Brief von meinem Bruder, dem Kaiser, empfangen. Er schreibt mir, daß er am 27. August in Pillnitz eine Unterredung mit dem König Friedrich Wilhelm von Preußen haben wird. Schreiben Sie ihm im Namen des Königs Ferdinand, daß wir im Voraus Allem beitreten, was er thun wird, und daß er auf fünfundzwanzigtausend Mann und fünfundzwanzig Millionen rechnen kann.«

Der General lächelte.

»Die fünfundzwanzigtausend Mann wären allerdings möglich,« sagte er, »das Geld aber wird etwas schwieriger aufzutreiben sein. Die Cassen sind leer, das wissen Sie selbst, Madame.«

»Gut, man wird sie aber wieder füllen, sollte man

auch zu diesem Zwecke die Krondiamanten veräußern. Uebrigens, wenn Sie dies dem Kaiser nicht im Namen des Königs Ferdinand schreiben wollen, so schreibe ich es ihm in dem meinigen, oder vielmehr ich habe es ihm schon geschrieben. Hier ist der Brief.«

»Ew. Majestät wissen,« sagte der General Acton sich verneigend, »daß ich nie einer andern Meinung gewesen bin als der Ihrigen; ich möchte aber Ew. Majestät bemerklich machen, daß Mademoiselle« — hier deutete er auf Inglesina — »fast krank aussieht, so ermüdet ist sie.«

»Ich bin es weniger von meiner Reise als von meinem Kummer,« antwortete Inglesina, »wenn ich das Unglück bedenke, welches den erhabenen Personen droht, die ich vor so kurzer Zeit verlassen.«

»Gleichviel, gleichviel,« sagte die Königin, »begeben Sie sich auf Ihr Zimmer, legen Sie sich zu Bett und schlafen Sie vierundzwanzig Stunden, wenn Sie können.«

Die arme Inglesina war in der That kränker, als sie es selbst glaubte, oder als sie es gestehen wollte. In der Nacht ward sie von einem heftigen Fieber ergriffen und sah sich genöthigt, acht Tage lang das Bett zu hüten.

Während dieser Woche ließ die Königin keinen Tag vergehen, wo sie nicht selbst die Kranke in ihrem Zimmer besucht und sich selbst nach ihrem Befinden erkundigt hätte.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß trotz aller Nachforschungen, welche wir, Sir William Hamilton und ich, anstellen ließen, Inglesina's Cassette nicht wieder gefunden ward. Wir erfuhren blos, daß einer der beiden Postillone der Pathe eines Cardinals war, was ihm gestattete, das Hand-

werk eines Diebes und das eines Postillons gleichzeitig auszuüben.

Nach Verlauf von acht Tagen reiste Inglesina, vollkommen wiederhergestellt, nach Frankreich zurück. Sie nahm einen in Chiffern geschriebenen Brief von der Königin von Neapel an die Königin Marie Antoinette mit.

Am 27. August hatte der Kaiser Leopold in Pillnitz mit dem König Friedrich Wilhelm die verabredete Zusammenkunft. Nur die beiden Zeugen, welche dieser Unterredung beiwohnten, hätten sagen können, worin der Zweck derselben bestand. Der eine derselben war Herr von Bouillé, welcher dem König einen so großen Beweis von Anhänglichkeit in Varennes gegeben, wo er bis zum letzten Augenblick versuchte, ihn den Händen des Volkes zu entreißen. Der andere war Herr von Narbonne, jener schöne Kriegsminister, den Frau von Staël erfunden, welche einen Augenblick lang hoffte, ihr Genie diesem hohlen Kopfe einzupflanzen. Ein Geheimniß, welches das Geschwätz der Hofschranzen ziemlich durchsichtig gemacht, umgab die Geburt dieses schönen Mannes, welcher, wie man behauptete, nichts Anderes war als die Frucht eines Incests zwischen dem König Ludwig dem Fünfzehnten und seiner Tochter Madame Adelaide, welche damals in Rom war und die wir acht Jahre später mit ihren beiden Schwestern in Palermo sehen sollten.

Mittlerweile begannen die Nachrichten aus Frankreich ein wenig günstiger zu lauten. Die Nationalversammlung hatte die constitutionelle Acte beendet, welche später unter dem Namen der Constitution von 91 bekannt war. Am 14. September hatte der König sich in die Constituante

begeben und die Constitution beschworen, indem er sich verpflichtete, sie mit aller auf ihn übertragenen Macht aufrecht zu erhalten.

Sofort und als ob die Nationalversammlung nur darauf gewartet hätte, daß dieser feierliche Act die Nation mit dem König wieder aussöhne, ward Ludwig dem Sechzehnten erlaubt, alle Befehle zu ertheilen, die er für seine Sicherheit und die Würde seiner Person angemessen erachten würde. Die Siegel wurden in seinen Gemächern wieder abgenommen und der Garten ebenso wie das Schloß der Tuilerien dem Publicum wieder geöffnet.

Dennoch wurden die Kriegsrüstungen von Seiten des Königs von Preußen, des Kaisers Leopold und des Königs Ferdinand deswegen nicht weniger eifrig betrieben, als plötzlich drei im höchsten Grade unerwartete Neuigkeiten am Hofe von Neapel auf einander folgten.

Man erfuhr nämlich, daß der Kaiser Leopold am 1. März gestorben, daß Gustav der Dritte, König von Schweden, am 16. desselben Monats ermordet worden und endlich daß am 20. April Frankreich an Franz den Ersten, König von Böhmen und Ungarn, den Krieg erklärt hatte.

Ich weiß nicht, ob in der Gemüthsverfassung, worin die Königin sich befand, der Tod ihres Bruders Leopold ihr sehr schmerzlich war. Trotz des Vertrags von Pillnitz, trotz der äußerlichen Kriegsrüstungen behauptete man leise, es bestünde zwischen dem französischen Minister Delmare und dem Cabinet von Wien ein geheimes Einverständniß zur Aufrechthaltung des Friedens. In seiner Eigenschaft

als Philosoph liebte Leopold den Krieg nicht und war auch übrigens nicht bereit, einen zu führen.

Der Kaiser Franz dagegen, der Neffe der Königin, welcher seinem Vater folgte, charakterisirte die Contrerevolution vollkommen und war ganz der Mann, wie Marie Caroline für ihre Pläne ihn brauchte.

Sofort nach dem Tode des Kaisers Leopold war der Gesandte Frankreichs in Wien, Herr von Noailles, fast Gefangener in seinem eigenen Palaste.

Was Preußen betraf, so war man dieses Staates sicher. Unter seinem Schutze manövrirten die Emigrirten und bei einer öffentlichen Audienz hatte der König Friedrich Wilhelm Herrn von Ségur, dem Gesandten Ludwig des Sechzehnten oder vielmehr der Nationalversammlung, den Rücken zugekehrt und den Gesandten von Coblenz, das heißt der französischen Prinzen, gefragt, wie sich der Graf von Artois befände.

Die Ermordung Gustavs von Schweden war allerdings ein großes Verbrechen, aber kein großes Unglück, wenigstens nicht für die Sache der Könige. Erstens nahm man ganz unrichtigerweise an, Gustav sei von den Revolutionären ermordet worden. Dies war nicht der Fall, gleichwohl aber fand dieses Gerücht Glauben und brachte ein Verbrechen mehr auf Rechnung unserer Feinde. Allerdings hatte man ihn als den künftigen Oberanführer der Revolution bezeichnet, aber war dieser Oberanführer wohl sehr zu fürchten? Man glaubte, er hasse Frankreich, wie ein Mann eine treulose Geliebe haßt, und sein Hauptgedanke, als er starb, war, zu wissen, was Frankreich von seinem Tode denken würde.

»Was wird Brissot sagen?« murmelte er, indem er seinen letzten Seufzer aushauchte.

Was die Kriegserklärung Frankreichs an Oesterreich betraf, so ward sie, weil augenscheinlich das Girondistenministerium, aber nicht der König diesen Krieg erklärte, und dieser Erklärung übrigens ein Ultimatum des Kaisers Franz zu Grunde lag, welches Frankreich unmöglich annehmen konnte, und weil endlich dieser Krieg alle Wünsche der Königin erfüllte, eher als eine gute denn als eine schlimme Nachricht aufgenommen.

Die doppelte Trauer, welche man in Neapel wegen des Todes des Kaisers von Oesterreich und der Ermordung des Königs von Schweden trug, war daher nach meiner Ansicht mehr eine Hof- als eine Herzenstrauer.

Achtes Capitel.

Zu der Zeit, wo ich bei meiner Rückkehr von Wien mit Sir William und Lord Nelson, also 1801, durch Deutschland reiste, sah ich den Mann in der Verbannung, welcher 1792 den König Ludwig den Sechzehnten zu dem Entschlusse bewogen, Oesterreich den Krieg zu erklären.

Dieser Mann war Charles François Dumouriez, der zu unserem Unglück Frankreich bei Valmy und Jemappes rettete.

Ich hatte am Hofe von Neapel so viel von ihm sprechen hören, daß ich ihn mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete und mir kein Wort von dem Gespräche, welches er mit Mylord führte, entgehen ließ. Wenn ich bei dieser

Epoche meines Lebens angekommen sein werde, werde ich den Eindruck schildern, den er auf mich hervorbrachte.

Wir haben gesagt, daß nach dem Schwure, den man der Verfassung geleistet, eine Art Frieden sich zwischen der Versammlung, welche die Nation, und dem König, welcher das göttliche Recht repräsentirte, gebildet hatte, aber wider seinen Willen und den der Königin fortgerissen, hatte der König sich zum Vorkämpfer der revolutionären Principien von 89 gemacht. Wir hätten sagen sollen, es sei ein Waffenstillstand gewesen.

Bei der ersten besten Gelegenheit sollte dieser Waffenstillstand gebrochen werden.

Diese Gelegenheit bot sich bei der Entlassung der Minister, welche den Krieg hatten erklären lassen.

Zu Ende des Juni erfuhren wir durch einen Brief der Königin Marie Antoinette selbst den Sturm auf die Tuilerien durch die Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau, unter der Anführung des berüchtigten Santerre, der, wie Cromwell, erst gewesen, aber, da ihm das Genie des Protectors fehlte, auf dem dritten Theil des Weges, den der Abgesandte der Universität von Cambridge durchlief, innehalten mußte. Dieser Brief war der vorletzte Verzweiflungsschrei Marie Antoinette's. Wir hörten nicht den letzten, den sie am 10. August ausstieß. Vom 1. Juli 1792 an erhielt die Königin Caroline nur indirecte Nachrichten über ihre Schwester und man sah von dem, was in Frankreich vorging, nicht mehr, als wie man zuweilen einen Blitz durch Gewitterwolken hindurch sieht.

Der Brief der Königin Marie Antoinette war lang; er erklärte, wie Ludwig der Sechzehnte in den Krieg mit

Oesterreich eingewilligt und wie er denselben der National-versammlung zuerst vorgeschlagen.

Marie Caroline vermuthete wohl, daß ihr Schwager diesen Schritt nur widerstrebend gethan, sie kannte aber nicht genau die Lage, in welcher er sich befand. Der Brief ihrer Schwester schilderte ihr dieselbe in aller ihrer Klarheit.

Der König, den die Jacobiner, vor Allen Robespierre, beschuldigten, er wolle den Krieg, wollte ihn in Wirklichkeit weniger als sonst Jemand. Er hatte allerdings in einem Kriege Alles zu verlieren, und die Königin erklärte das sehr gut. Ein Sieg Lafayette's oder irgend eines anderen General's richtete den Thron nur wieder auf, um ihn unter Vormundschaft zu stellen; auf der anderen Seite erbitterte eine Niederlage ganz Paris, führte Aufruhr in den Straßen herbei und trieb ihn von den Straßen bis in die Tuilerien, wo er noch nicht hingedrungen war, denn natürlich würde der König beschuldigt werden, diese Niederlage vorbereitet zu haben, oder sich doch wenigstens darüber zu freuen. Kurz, wenn der König nicht in dem Sturm unterging, wenn das Königthum von Gottes Gnaden triumphirte, zu wessen Nutzen triumphirte es denn? Zum Nutzen Monsieurs und der Emigration, denn Monsieur verbarg seine Absichten nicht länger. Monsieur wollte die Abdankung Ludwig des Sechzehnten und die Regentschaft bis zur Mündigkeit des Dauphin.

Besonders die Königin hatte Alles zu fürchten, und obgleich ihr energischer Charakter, der dem Marie Carolinens sehr ähnelte, dazu beitrug, daß sie sich muthig der Gefahr entgegenstellte, verhehlte sie sich doch nicht, daß sie weder in Paris noch im Ausland Freunde hatte.

In Paris hatte man sie abwechselnd Madame Deficit oder Madame Veto genannt und das gesammte Volk war ihr Feind. In Coblenz hatte man beschimpfende Lieder auf sie gedichtet und ihre Todfeinde waren Monsieur und der frühere Minister Calonne, der, nachdem er ihr Diener gewesen, sie jetzt haßte, und den Grafen Artois für sich gewonnen hatte, der ihr ehemals freundlich gesinnt gewesen, jetzt aber zu ihren Feinden übergegangen war.

So war das siegreiche Frankreich für Marie Antoinette wahrscheinlich die Absetzung. Siegten die Fürsten, so war es noch schlimmer, denn dann blieb ihr nichts übrig, als das Kloster.

Der König von Frankreich hatte am 20. April Oesterreich den Krieg erklärt. Am 28. hatte bei Quiévrain das erste Treffen stattgefunden. Die Revolutionäre waren geschlagen worden, und hatten in einer Scheune den General Theobald Dillon ermordet, den Bruder des schönen Arthur Dillon, den man für den ersten Geliebten Marie Antoinettens ansah. Ja der Haß gegen die arme Königin von Frankreich war so groß, daß die Soldaten, welche Theobald mit Arthur verwechselten, diesen aus Haß gegen seinen Bruder umbrachten und über Verrath schrien.

Der Andere war noch unglücklicher; er starb 1794 auf dem Schaffot.

Unglücklicherweise wußten die Preußen keinen Nutzen aus diesen ersten Siegen zu ziehen. Sie besaßen ein so großes Selbstvertrauen, daß der Herzog von Braunschweig, an den die Königin geschrieben, um ihren Schwager und ihre Schwester zu empfehlen, ihr antwortete:

»Eure Majestät möge sich beruhigen. Wir sind im

Begriff nicht einen Krieg zu führen, sondern einen militärischen Spaziergang zu machen. Unsere Tagemärsche sind im Voraus bezeichnet und ungefähr am 15. September werden wir in Paris sein.«

Und wirklich nahm der General Clerfayt am 23. August Longwy nach einem vierundzwanzigstündigen Bombardement und am 2. September nahm der König von Preußen selbst Verdun und rückte gegen Paris.

Vor diesen etwas beruhigenden Nachrichten jedoch hatten wir unheilvolle Mittheilungen erhalten.

Am 10. August waren die Tuilerien mit Sturm genommen, und am 13. der König mit der königlichen Familie in den Temple gebracht worden.

Dann kam die Nachricht von dem Blutbad in den Gefängnissen. Im ersten Augenblicke meldete man der Königin, daß alle Gefangenen gemordet worden seien, daß man keine einzige Ausnahme gemacht hätte, und daß der König und die Königin mit den Anderen umgekommen seien. Marie Caroline glaubte vor Wuth und Schmerz wahnsinnig zu werden.

Zugleich aber erhielt man einen Brief von Herrn v. Breteuil, dem Agenten Ludwig des Sechzehnten, und einen anderen von Herrn v. Mercy-Argenteau, welche die Königin von Neapel in Bezug auf diesen Punkt beruhigten, indem sie ihr meldeten, daß der König und die Königin noch lebten, daß man aber davon spräche, gegen den König einen Proceß einleiten zu wollen.

Herr von Mercy-Argenteau meldete unter Anderem in einem Postscriptum, daß die Vendée sich empört hätte.

So hatten die Republikaner das Schwert des Auslandes vor den Augen, den royalistischen Dolch in der Flanke.

Zu gleicher Zeit hörten wir von dem Sieg bei Valmy, von der Proclamation der Republik, der Anklage gegen den König und dem wahrscheinlichen Frieden mit Preußen. Der militärische Spaziergang Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm hatte sich nicht über die Grenze des Argonnerwaldes ausgedehnt und im Lager von la Lune Halt gemacht.

Jetzt entschloß sich Marie Caroline die neapolitanische Regierung mit in's Treffen zu führen.

Das erste Zeichen von Feindseligkeit, welches der König Ferdinand der neuen Republik gab, war die Weigerung, sie in der Person ihres Gesandten, des Bürgers Mackau, anzuerkennen und in Constantinopel den Bürger Sémonville auf dieselbe Weigerung stoßen zu lassen. Hierauf ließ die Königin durch den General Acton eine Note an Venedig und Sardinien verfassen. Diese Note, welche auf eine italienische Liga hinzielte, war in folgenden Worten abgefaßt:

»In welcher Lage sich die deutschen Truppen am Rhein auch befinden mögen, so ist es doch für Italien sehr wichtig, in den Alpen Kräfte zu haben, die ihm zum Schutze dienen und die Franzosen verhindern, entweder wenn sie an anderen Punkten besiegt werden, eine verzweifelte Diversion zu machen, oder als Sieger bei den Verfolgungen ihrer Feinde die italienischen Staaten zu beunruhigen. Wenn das Königreich Neapel, Sardinien und Venedig sich zu diesem Zwecke verbündeten, würde sich der Papst ganz gewiß der heiligen Sache anschließen, die kleinen Mittel-

staaten würden, sie möchten nun wollen oder nicht, der allgemeinen Bewegung folgen und aus diesem Bunde würden eine Menge Kräfte hervorgehen, die fähig wären, Italien zu vertheidigen und ihm Einfluß und Gewicht in den Kriegen und den Cabineten Europa's zu verleihen. Der Zweck dieser Note ist der, die Gründung einer Conföderation vorzuschlagen, in welcher der König beider Sicilien die größte Verantwortlichkeit übernehmen würde, obgleich er der Letzte ist, den die Waffen Frankreichs erreichen können. Er glaubt jedoch die italienischen Fürsten daran erinnern zu müssen, daß die Hoffnung, einzeln der Gefahr eines feindlichen Einfalls zu entschlüpfen, stets der Untergang Italiens gewesen ist.«

Man hatte soeben die Antwort Sardiniens, welches diesen Vorschlag annahm, erhalten und man erwartete die Antwort Venedigs, als am 16. December, als die Minister mit Sir William Rath hielten, und ich soeben das Frühstück mit der Königin eingenommen hatte, die am Fenster stand und zerstreut auf den Scheiben trommelte, sie mich plötzlich rief und mir das Meer zwischen dem Pausilippo und Capri ganz mit Schiffen bedeckt zeigte.

»Was ist denn das?« fragte sie mich.

Ich blickte hin und wußte ebenso wenig wie sie. Als das Geschwader aber Neapel in Sicht bekam, hißte man die dreifarbigen Flaggen auf, die in Neapel so verhaßt waren, und man erkannte eine französische Flotte.

In diesem Augenblicke vernahmen wir schnelle Schritte im Vorzimmer, die Thür ward heftig aufgerissen, der König kam sehr bleich und aufgeregt hereingestürzt und indem er sich in einen Lehnstuhl warf, sagte er, indem

er auf einige Schiffe zeigte, die mit vollen Segeln daherkamen:

»Sehen Sie, Madame, das ist Ihr Werk!«

Jetzt ward die Königin ebenfalls sehr bleich, aber vor Zorn, ihre Unterlippe verzog sich verächtlich und indem sie ihrem Gemale in's Gesicht sah, sagte sie mit gerunzelter Stirn:

»Wollen Sie mir die Gnade erweisen, sich zu erklären, denn ich verstehe Sie nicht.«

»Zum Teufel!« schrie der König, »ich dächte doch, das wäre leicht zu verstehen! Sie haben mich bewogen, Monsieur Magot nicht zu empfangen,« — der König verunstaltete in seinem neapolitanischen Dialecte, mochte dies nun absichtlich geschehen oder nicht, den Namen des Gesandten der französischen Republik — »Sie haben mich bewogen, an meinen guten Freund, den Sultan, zu schreiben, den ich niemals gesehen, dessen Beys von Tunis, von Marokko und von Tripolis meine Unterthanen rauben und auf ihren Galeeren rudern lassen; Sie haben mich bewogen, sage ich, an meinen Freund, den Sultan, zu schreiben, daß auch er Monsieur Semonville nicht empfangen sollte, und er hat nicht unterlassen, sich dieses Vergnügens zu berauben; Sie haben mich an die Spitze einer Conföderation der italienischen Fürsten, von welchen die Hälfte mich in der Gefahr sitzen lassen werden, gestellt, um eine Coalition gegen Frankreich zu bilden. Nun, Frankreich ist entrüstet und schickt mir eine Flotte; wozu das, mag Gott wissen! Vielleicht um Neapel zu bombardiren!«

»Und was dann?« fragte die Königin.

»Wie, was dann? Was dann, nachdem Neapel bombardirt worden?«

»Neapel wird bombardirt werden, wenn es sich nicht vertheidigt.«

»Im Gegentheile, Madame, es wird bombardirt werden, wenn es sich vertheidigt.«

»So wollen Sie die Franzosen also in den Hafen kommen lassen, ohne eine Kanone abzufeuern?«

»Das glaube ich wohl! Erstens taugt das Pulver, welches man in Neapel fabricirt, nichts, da zehnmal mehr Kohle als Salpeter darin enthalten ist. Wenn ich mit neapolitanischem Pulver schießen ließe, so würde kein Drittel der Schüsse treffen, und deshalb lasse ich auch mein Pulver aus England kommen.«

»Dann haben Sie also wohl befohlen —«

»Daß man dem Admiralschiffe entgegengehe, um den Commandanten der Flotte daran zu erinnern, daß ein alter Vertrag nur sechs französischen Kriegsschiffen die Einfahrt in den Hafen gestattet.«

»Nun, das muß ich sagen!« rief die Königin.

»Warten Sie doch! — Um ihm jedoch zu sagen,« fuhr der König fort, »daß es einmal noch keine Gewohnheit ist, und daß ich ihn bitte, mich, ehe ein Officier der Flotte an's Land steigt, wissen zu lassen, welchem glücklichen Umstande ich die Ehre seines Besuches zu verdanken habe.«

»Du hörst es, Emma!« rief die Königin ungeduldig, indem sie mit dem Fuße stampfte.

Der König that, als ob er diese Bewegung der Königin nicht bemerkte.

»Und,« sagte er, der Capitän François Caracciolo

wird in der königlichen Jolle meinen Auftrag ausführen.«

»Ich bewundere Sie!« sagte die Königin spottend. »Sie schicken einen Fürsten zu Republikanern.«

»Madame, da ich voraussetze, daß die französische Republik mir das Beste sendet, was sie hat, so schicke ich auch ihr das Beste, was ich besitze. Sehen Sie diese Halunken von Franzosen! Sie fürchten sich vor nichts, diese Teufel von Jacobinern! Dort wirft das Admiralschiff in halber Schußweite vom Castell d'Uovo Anker. Sie müssen wissen, daß wir schlechtes Pulver haben, sonst würden sie sich nicht der Gefahr aussetzen, in den Grund gebohrt zu werden.«

»Ach nein,« murmelte die Königin, »das wissen sie nicht; sie wissen aber wahrscheinlich etwas Anderes ....«

»Daß ich unfähig bin, aus ihrer Unklugheit Nutzen zu ziehen?« sagte der König in dem spöttischen Tone, welcher machte, daß man nie errathen konnte, ob er spottete, oder im Ernste sprach, ob er geistreich war, oder eine Dummheit sagte. »Sie haben Recht, jene lieben Sansculotten! Ah, meiner Treu', da entfaltet sich ja die ganze Flotte in Schlachtordnung; sie manöveriren wundervoll! Und wenn man bedenkt, daß seit acht oder zehn Jahren mein Marineminister, der General Acton, jährlich acht bis zehn Millionen verschlingt, indem er mir eine Flotte verspricht, die ich niemals erblicke. Mit hundert Millionen sollte ich eine dreifach so große Flotte als diese hier haben. Begeben Sie sich in den Staatsrath, Madame, und theilen Sie diese meine Bemerkung Herrn Jean Acton mit. Dann übt sie vielleicht eine größere Wirkung auf ihn aus, als wenn ich es thäte; denn wenn ich, um es kurz zu sagen, eine drei-

fach so große Flotte als jene dort hätte, so schlecht unser Pulver auch sein möchte, so könnten wir uns vertheidigen, während dies rein unmöglich ist, da wir nur schlechtes Pulver und fünf oder sechs armselige Schiffe haben, die hintereinander herfahren!«

Die Königin, welche die Absicht des Königs wohl verstand, biß sich auf die Lippen, daß diese beinahe bluteten, denn der König sagte ihr zugleich damit: »Du hast einen Gatten, der ein Feigling, und einen Geliebten, der ein Dieb ist.«

»Sie haben Recht, mein Herr,« sagte sie. »Ich werde in den Rath gehen und in dem Sinne sprechen, in welchem Sie es wünschen.«

»O, Sie haben Zeit! Sehen Sie, dort steigt Caracciolo allein an Bord. Sehen Sie nur, wie das gute Volk sich dafür interessirt! Ganz Neapel ist auf den Quais. Das schöne Gemetzel, wenn man sich schlüge! Freilich würde das ganze Gesindel sehr bald Reißaus nehmen.«

»Der unbarmherzige Cyniker!« murmelte die Königin. »Hörst Du ihn? Ich glaube, daß er, wenn er Niemanden hätte, über den er spotten könnte, sich selbst verspotten würde.«

»Zum Teufel!« sagte der König, »die Unterredung hat nicht lange gedauert; da steigt Caracciolo schon wieder in seine Jolle. Noch vor zehn Minuten wird er hier sein. Erweisen Sie uns die Ehre, dem Rath beizuwohnen, Madame? Sie wissen, daß Sie das Recht dazu haben, seitdem Sie der Krone einen Erben gegeben. Sie haben selbst Tanucci daraus verstoßen, indem Sie von diesem Ihrem Rechte Gebrauch machten. Er war für die französische Po-

litik, und Sie waren für die österreichische. O, wenn er doch hier wäre; er könnte uns einen guten Rath geben!«

Und der König verließ das Zimmer, indem er den Kopf schüttelte und sagte:

»Armer Tanucci!«

Neuntes Capitel.

Ich muß gestehen, daß ich wie versteinert war. Ich wußte wohl, daß der König von Neapel sich wenig um seine Würde kümmerte, ich glaubte aber nicht, daß er sich so weit vergessen könnte.

Ich sah die Königin an.

»Werden Sie gehen, Madame?« fragte ich sie.

»O gewiß, ja, ich werde gehen,« erwiederte sie. »Und Du wirst mich begleiten.«

»Ich, Madame, und mit welchem Rechte?«

»Du wirst mitkommen,« sagte die Königin ungeduldig. »Ich will, daß Du Sir William den ganzen Hergang der Dinge erzählen und ihm sagen könnest, wer der Mann ist, ob der König oder die Königin.«

Hierauf gab es keine Antwort; das war keine Einladung, das war ein Befehl. Ich folgte der Königin, und fünf Minuten später traten wir in den Staatsrath. Dieser Rath bestand aus dem General Acton, Carlo von Marco, Ferdinando Corradini, Saverio Simonetti und dem neuen Regenten der Vicaria, Ludovico von Medici. Gewöhnlich präsidirte der König diesem Rath, man weiß jedoch in welcher Weise. Er erschien nämlich und verschwand.

Ferdinand hatte die Zeit richtig berechnet, in welcher

der Capitän Caracciolo vom französischen Admiralschiff zurückkommen könnte, denn kaum hatte die Königin an dem Tische dem König gegenüber Platz genommen, und kaum hatte ich mich in eine Ecke gesetzt, als die Thür sich öffnete und man den General anmeldete.

Ich sah den Mann zum ersten Mal, an dessen Tode ich sieben Jahre später einen so grausamen Antheil nehmen sollte. Caracciolo war damals ein Mann von vierzig Jahren mit schwarzen Augen und scharf ausgeprägten Gesichtszügen. Es lag etwas Strenges und Gebieterisches in seinem Wesen, woran man sofort den Patricier von Geblüt erkennen konnte. Er war wirklich ein Fürst oder stammte vielmehr von den Fürsten Caracciolo ab, deren Vorfahren die berühmten Caraccioli waren, die eine so große Rolle in den Bürgerkriegen von Neapel spielten. Einer von ihnen, Sergiani, war der Geliebte der Königin Johanna II. und ward in dem Castell Capuano ermordet, aus Rache für eine Ohrfeige, die er in einem Augenblicke des Zornes seiner königlichen Herrin zu geben gewagt.

Er trat ein, sah sich um, schien mit Erstaunen zwei Frauen, deren eine fremd war, dem Rathe beiwohnen zu sehen, verneigte sich tief und blieb stumm.

»Nun?« fragte Ferdinand ungeduldig.

»Befiehlt mir der König zu sprechen?« fragte Caracciolo.

»Bedarfst Du denn eines Befehles, um dem König eine Antwort zu geben?«

»Der König war allein, als er mich absandte —«

»Ja,« sagte die Königin, »und jetzt ist der König

nicht mehr allein. Es scheint mir jedoch, daß Sie die Personen kennen müßten, vor denen Sie stehen.«

»Ich habe die Ehre, Ihre Majestäten und Ihre Excellenzen zu kennen,« erwiederte Caracciolo mit fester Stimme, »allein ich habe nicht die Ehre, die Dame dort zu kennen.«

»Diese Dame ist meine vertraute Freundin,« sagte die Königin.

»Dieser Titel flößt uns Ehrerbietung ein, Madame,« erwiederte der Fürst, indem er sich verneigte, »da es sich aber um Staatsangelegenheiten handelt —«

»Wollen Sie dem Capitän Caracciolo befehlen, zu sprechen, General?« sagte die Königin zu dem Minister Acton. »Ihr Befehl übt vielleicht eine mächtigere Wirkung aus, als die Bitte des Königs und die meinige.«

»Also sprich!« befahl der König.

»Sire,« erwiederte Caracciolo, »der Officier, welcher die französische Flotte befehligt, ist der Admiral von Latouche-Tréville.«

»Wer ist denn dieser Admiral von Latouche-Tréville?« fragte Ferdinand.

»Einer der besten Seeleute der französischen Flotte, Sire. Er war es, der 1781 mit dem Capitän La Pérouse — La Pérouse befehligte die »Astrée« und er die »Hermione« — einen fünfstündigen Kampf gegen vier Fregatten und zwei englische Corvetten aushielt und trotz der überlegenen Anzahl des Feindes die Palme des Tages davontrug.«

»Und was will er hier?«

»Er hat sich geweigert mir das zu eröffnen, Sire, aber zugleich gesagt, daß er in einer Stunde seinen Secun-

danten senden wolle, der Ihnen in Bezug auf diesen Gegenstand Aufklärung geben würde.«

»Nun, meine Herren,« sagte der König, »so wollen wir die Erklärung des Herrn — Verzeihung, ich versprach mich — des Bürgers Latouche-Tréville abwarten.«

»Ich fürchte, Sire,« sagte Acton, »daß wir von einer ähnlichen Scene bedroht werden, wie der Admiral Marin sie zu Anfang der Regierung des erhabenen Vaters Ew. Majestät in dem Hafen von Neapel herbeigeführt, als er in Englands und Oesterreichs Namen der italienischen Regierung andeutete, daß er die Neutralität in dem italienischen Krieg zu wahren habe.«

»Ja, ja,« sagte Ferdinand, »der Officier, der beauftragt war, im Namen des Commodore zu sprechen, war sehr unverschämt. Er zog seine Uhr aus der Tasche, stellte sie nach der Pendule — es ist noch heute dieselbe — und gab dem König zwei Stunden Zeit einen Neutralitätsvertrag zu unterzeichnen und einen Befehl an Montemar, mit seinen Truppen in das Königreich zurückzukehren, auszufertigen.«

»Und was that denn der König, Ihr Vater?« fragte die Königin.

»Zum Teufel!« erwiederte Ferdinand, »er that, was England forderte.«

»Weil zu dieser Zeit aber,« rief Caracciolo, der ganz vergaß, daß er gar nicht gefragt ward, »weil zu dieser Zeit, Sire, die Stadt ohne Vertheidigung, ohne Verschanzungen, ohne Besatzung, ohne Verproviantirung, weil der Hof nicht militärisch war, weil die Minister zaghafte Männer waren, während jetzt —«

»Schweig!« befahl der König, »es hat Niemand deine Meinung wissen wollen.«

»Sprechen Sie nur!« sagte die Königin. »Wir wollen uns belehren lassen.«

Dann wendete sie sich zum König und fragte:

»Sie erlauben es, nicht wahr, Sire?«

»O, Sie wissen recht gut, daß ich Alles erlaube,« erwiederte Ferdinand, »was mich aber nicht hindert, nach meinem Kopfe zu handeln,« setzte er hinzu, erhob sich und ging hinaus.

»Sie sagten, mein Herr,« hob die Königin wieder an, indem sie sich an Caracciolo wandte: »Während jetzt —«

»Während jetzt,« begann der Capitän wieder, »die Stadt reichlich mit Kanonen, Soldaten, Waffen und Munition versehen ist. Mit einem gutgerichteten Feuer vom Castello d'Uovo und vom Castello Nuovo wird man die französische Flotte außer Bombenschußweite halten.«

»Der König behauptet, das Pulver tauge nichts,« sagte die Königin.

»Nun, Madame,« sagte Caracciolo, »dann versucht man zu entern. Wenn ich dreihundert Barken in dem Hafen erhalte, so will ich an der Spitze derselben das Admiralschiff angreifen.«

Der König trat wieder ein, und als er die letzten Worte Caracciolo's vernahm, zuckte er mit den Achseln.

»Ich bitte um Verzeihung, Majestät,« sagte Caracciolo, »die tunesischen und malaischen Corsaren machen es aber nicht anders.«

»Monsieur,« sagte die Königin, »um Gottes willen,

schenken Sie dem Gehör, was der Capitän sagt. Es handelt sich hier um die Ehre Ihrer Krone.«

»Ueberdies, Madame,« sagte Caracciolo, indem er sich zu der Königin wandte, die sich, wie er bemerkte, auf seine Seite neigte, »haben wir jetzt eine Jahreszeit, in welcher der Hafen von Neapel nicht zu behaupten ist. Nach der Kenntniß, die ich von unserem Klima habe,« fuhr er fort, indem er fragend zum Himmel blickte, »wollte ich darauf wetten, daß binnen vierundzwanzig Stunden ein Sturm die französische Flotte zwingt, das Weite zu suchen. Seine Excellenz der Herr Kriegsminister, der selbst Seemann ist, kann bestätigen, daß ich die Wahrheit sage.«

»Antworten Sie, General,« sagte Caroline.

»Es liegt allerdings viel Wahres in dem, was Signor Caracciolo sagt, allein wir sind in die Enge getrieben.«

»Nein, General,« hob der Capitän wieder an, »denn sobald das erste Segel in Sicht kam, habe ich an Bord meiner Corvette alle Befehle so ertheilt, als ob ich überzeugt gewesen wäre, daß dieses Schiff ein feindliches sei, und ich weiß, daß alle meine in dem Hafen stationirten Cameraden es eben so gemacht haben wie ich.«

»Nun, Sire,« fragte die Königin ihren Gemal, der mit übergeschlagenen Beinen da saß und seinen Fuß baumeln ließ, »was sagen Sie?«

»Sie sehen es ja, Madame,« erwiederte der König, »ich sage gar nichts.«

»Was thun Sie denn?«

»Ich warte.«

In dem Augenblicke, in welchem der König das sagte,

hörte man einen ersten, dann einen zweiten und dann einen dritten Kanonenschuß.

»Ah,« rief die Königin, indem sie sich erhob und an das Fenster eilte, »es scheint, als ob das Castello d'Uovo Feuer gäbe.«

»Ja, Madame,« erwiederte Caracciolo, »jedoch nur blind. Das Castell d'Uovo begrüßt den Gesandten des Herrn von Latouche-Tréville. Und sehen Sie, das Castello Nuovo ahmt dem Castello d'Uovo nach.«

Wirklich folgten die Kanonenschüsse regelmäßig aufeinander, und man konnte die einundzwanzig Schüsse hören, welche der gewöhnliche Gruß befreundeter Mächte sind.

»Wollen Ihre Majestät mir erlauben, mich zurückzuziehen?« fragte Caracciolo, indem er sich an die Königin wandte. »Ich habe hier weiter nichts zu thun.«

»Ich ebenso wenig,« sagte die Königin. »So will ich mich denn gleichfalls zurückziehen. Komm, Emma!«

Die Königin bedeutete mich, ihr zu folgen, ich gehorchte. Caracciolo trat zur Seite, um uns vorüber zu lassen, grüßte die Königin tief und ehrfurchtsvoll, als ich aber an ihm vorüberging, richtete er sich hoch auf und warf mir einen so verächtlichen Blicke zu, daß die Schamröthe mir ins Gesicht stieg.

Das war die zweite Beleidigung, die er mir an diesem Tage zufügte.

Die Königin ging schnell und ohne sich auch nur umzusehen, ob ich ihr folgte. Sie erreichte die Thür ihres Zimmers, stürzte hinein und sank auf ein Sopha, indem sie sich das Haar zerraufte.

»Nun,« sagte sie, »Du hast es gesehen! Mein

Schwager, Ludwig XVI., ist ein Löwe gegen diesen Menschen. O wie viel Schande werden wir hinunterschlucken müssen, meine arme Emma, wenn deine Regierung uns nicht zu Hilfe eilt.«

»Madame,« erwiederte ich, »ich bin nur eine arme Frau und mit der Politik sehr unbekannt, mir scheint es aber, als ob an Allem diesem die Minister ebenso viel Schuld trügen, als der König.«

»Was Du nur willst! Alle diesen Männer sind nicht Minister, sie sind Lakaien. — Ah! mein armer Joseph, wenn Du hier wärest, Du würdest es nicht dulden, daß man deine Königin beschimpfte. — Hörst Du, die Salven beginnen wieder. Die Republik faßt Fuß im Gebiete Neapels. — Wirklich, dieser Caracciolo ist eine mächtige Natur.«

»Mögen Ihre Majestät mir erlauben, ihn nur zu bewundern, ohne für ihn zu sympathisiren. Er ist nichts weniger als höflich gegen mich gewesen.«

»Alle Edelleute Neapels sind so — entweder kriechend wie die Lazzaroni oder stolz wie Barone des römischen Reiches. Diese Caraccioli behaupten von den griechischen Kaisern abzustammen; sie sind stolz, aber doch wenigstens tapfer. Du hast diesen Caracciolo gesehen, man hätte ihm nur zu sagen brauchen, mit seiner »Minerva« das Admiralschiff anzugreifen, so hätte er sich darauf gefreut wie auf ein Fest. Mir gefallen unter allen Umständen solche Männer besser als wie jene Rohre, die sich unter jedem Lüftchen beugen.«

Die Königin näherte sich dem Fenster.

»Würde es Dir nicht Vergnügen gemacht haben,«

sagte sie, »von hier aus einem Gefechte zuzusehen? Sieh nur, mit welcher Unverschämtheit sie ihr revolutionäres Banner im Winde flattern lassen!« »Nehmen Sie diese Farben,« sagte Lafayette, indem er dem Könige seine Kokarde gab, »Sie werden die Reise um die ganze Welt machen.« »Ich hoffe, England wird nicht erlauben, daß diese stolze Prophezeiung in Erfüllung geht. O, wenn ich daran denke, daß am anderen Ende dieses Palastes ein Franzose uns Gesetze vorschreiben will, im Namen einer Regierung, welche meine Schwester gefangen hält und meinen Schwager vielleicht köpfen will, so werde ich wirklich wahnsinnig vor Wuth.«

In demselben Augenblicke klopfte man leise an der Thür.

Ein Thürsteher meldete den englischen Gesandten.

»Er möge eintreten! er möge eintreten!« rief die Königin.

Dann reichte sie Sir William die Hand und sagte:

»Ah, Sie kommen gerade zu rechter Zeit. Sie wissen doch, was bei uns vorgeht?«

»Ich weiß, was man erzählt, weiter nichts. Mögen Ihre Majestät mir aber erlauben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.«

»Jetzt kommt auf mein Befinden nichts an! Jetzt muß man sich um das Befinden des Königreiches bekümmern. Wir sind sehr krank, mein lieber Hamilton, und wenn Monsieur Pitt uns nicht zu Hilfe kommt, so fürchte ich ernstlich, daß man uns, gleich wie meinem Bruder Ludwig XVI. am 20. Juni, die rothe Mütze über die Ohren zieht.«

»Monsieur Pitt, Madame,« sagte Sir William, »wird Ihnen zu Hilfe kommen, daran zweifeln Sie nicht. Er folgt jedoch einem Systeme, welches ich nicht billigen kann, da es den Wünschen Ihrer Majestät zuwiderläuft. Mr. Pitt ist ein Whig, der Tory geworden ist, das vergessen Sie nicht, er will, daß Frankreich selbst den Fluch der Nationen auf sich lade.«

»Ja, das heißt, anstatt Ludwig XVI. zu retten, was wohl hätte geschehen können, wenn er sich der Coalition angeschlossen, will er ihn rächen, wenn die Franzosen ihn hingerichtet haben werden. Uebrigens verlange ich sehr viel, wenn ich will, daß der Minister einer Nation, die Carl I. enthauptet hat, erzürnt sein soll, weil eine andere Nation das Beispiel der englischen nachahmt. O, wenn er die Franzosen haßte, wie ich!«

»Ich will Ew. Majestät etwas sagen, was Ihnen unmöglich scheinen wird und dennoch wahr ist: Mr. Pitt haßt die Franzosen noch mehr, als Sie es thun.«

»Mehr als ich?«

»Ja, Madame.«

»Das kann ich kaum glauben.«

»O, ich kann Ew. Majestät versichern, daß dem so ist. Glauben Sie mir, ich habe den Vater, Lord Chatham gekannt, ich habe den Sohn gekannt, habe ihn als Kind gesehen; er ist heftig, krank, jähzornig geboren. Er ist ein trauriger, herber, über Alles erbitterter Mensch. Jetzt ist er auf den Untergang der Revolution erpicht; er wartet nur, bis die geeignete Stunde schlägt. Fox und Sheridan, an die ich geschrieben, haben ihr Möglichstes gethan, damit die Regierung bei dem Convent inter-

venire, er aber hat es nicht gewollt. Es ist traurig, sagen zu müssen, und besonders Ew. Majestät gegenüber, er speculirt aber auf das Entsetzen, welches das Ereigniß in Europa hervorrufen wird. Mr. Pitt hat zweimal in seinem Leben gelacht, Madame, und zweimal hat er sich zu einem Scherze herabgelassen. Das erste Mal lachte er, als er erfuhr, daß in San Domingo eine Empörung ausgebrochen war, daß die Neger überall sengten und würgten. Er lachte und sagte: »Jetzt können die Franzosen braunen Zuckerkand zu ihrem Kaffee nehmen!« Das zweite Mal lachte er, es war vor vierzehn Tagen, als Fox und Sheridan, von mir dazu bewogen, ihm vorstellten, daß, wenn er sich nicht einmischte, die Franzosen ihre Raserei so weit treiben könnten, ihren König umzubringen. Er lachte und sagte: »In diesem Falle wird es auf der Karte von Europa eine leere Stelle geben.«

»Ihr Pitt ist aber ein Ungeheuer!« rief die Königin.

»Ich habe mir keine Meinung über Mr. Pitt gebildet, dessen Gesandter zu sein ich die Ehre habe, Madame,« sagte Sir William lachend, »ich weiß jedoch, daß er es verstanden hat, sich von allen drei Englanden anbeten zu lassen.«

»Was meinen Sie von den drei Englanden, Sir William? England, Irland und Schottland?«

»O nein. Altengland, das feudale England, welches seit 89 vor Furcht verging, da es aus jedem Schiffe, welches aus Frankreich kam, die Menschenrechte an's Land steigen zu sehen glaubte, das handeltreibende England, welches das Meer wie sein Lehn betrachtet und dem Pitt die Vernichtung der französischen Marine versprochen, end-

lich das müßige, speculative, wuchertreibende England. Frankreich theilt sein Ländergebiet, die Engländer theilen ihre Renten. Jeder Engländer hat seinen Coupon und an jedem Morgen berechnet er, was er in der Nacht gewonnen. Als Frankreich, welches seinem Bankerott entgegengeht, für zwei Milliarden Assignaten in Umlauf setzte, stiegen unsere Fünfpercentigen, welche zweiundneunzig standen, bis auf hundertzwanzig. Pitt war ein großer Mann! Die Vierpercentigen, welche fünfundsiebzig standen, stiegen auf hundertfünf und Pitt war ein Heros! Die Dreipercentigen endlich, welche siebenundfünfzig standen, stiegen auf siebenundneunzig und Pitt ist nun ein Gott!«

»Ein erbärmlicher Gott!«

»Ach, Sie wissen ja, Madame, daß die Menschen sich ihre Götter nach dem, was sie lieben, und nach dem, was sie hassen, bilden. Die Indier beten eine Kuh an, die Mongolen ein Lamm, die Siamesen einen weißen Elephanten. Lassen Sie uns das goldene Kalb anbeten; das ist noch der ausgebreitetste Cultus.«

In diesem Augenblicke vernahm man neuen Kanonendonner, der verkündigte, daß der Gesandte des Herrn von Latouche-Tréville in das Admiralboot stieg, und man benachrichtigte soeben Sir William, daß der König ihn bitten ließe, zu ihm zu kommen.

Zehntes Capitel.

Nach den Bestimmungen des Königs und des Staatsrathes konnte man schon im Voraus wissen, daß der Gesandte des französischen Admirals auf keine großen Schwie-

rigkeiten bei seinen Unterhandlungen stoßen würde. Der König war auch wirklich entschlossen, Frankreich Alles zu bewilligen, was es fordern würde, natürlich mit dem stillen Vorbehalte, sein Wort zu brechen, oder Frankreich zu verrathen, falls England sich entschließen sollte, sich einzumischen.

So hatte denn der König in der Sitzung mit lauter Stimme, wie auch schriftlich erklärt, daß er bereit sei, den Bürger Mackau zu empfangen und ihn wie den Gesandten einer befreundeten Macht zu behandeln.

Er hatte versprochen, in den Kriegen Frankreichs mit Europa die vollständigste Neutralität bewahren zu wollen, kurz, er hatte sich verpflichtet, seinen Gesandten, welcher es bewirkt, daß Herr von Sémonville nicht vom Sultan empfangen worden, aus Constantinopel zurückzurufen. Er hatte also in allen Punkten nachgegeben und Frankreich alle nur mögliche Satisfaction gegeben.

So sahen wir denn noch an demselben Abende die französische Flotte absegeln und sich in der Dämmerung verlieren. Am folgenden Morgen war kein einziges Schiff mehr zu sehen.

Vor der Abreise jedoch hatte der Admiral von Latouche-Tréville den französischen Gesandten in Neapel, wie auch den Gesandten am römischen Hofe, den Bürger Basseville, an's Land gesetzt.

Wie der König bemerkt hatte, war die Menge, welche dem Schauspiel der Manövres einer französischen Flotte im Golfe von Neapel zusah, unermeßlich auf dem weiten Amphitheater, da aber, wo der Gesandte des französischen Admirals landete, hatte die Menschenmenge sich ärger und

dichter gedrängt, als sonst wo. Die Tricolore, welche den Bug des Admiralschiffes schmückte, hatte, da sie so dicht auf neapolitanischem Gebiete wehte, sehr verschiedene Empfindungen erweckt. Die Lazzaroni hatten sie mit einer Art stumpfsinnigen Hasses betrachtet, Alle aber, die der aufgeklärten Jugend Neapels angehörten, wie auch die Männer, welche freisinnigen Berufszweigen angehörten, hatten ihr Herz klopfen hören, als sie dieses sichtbare Zeichen einer Revolution sahen, mit welcher die Fortschrittspartei sich eines Tages zu verbünden hoffte.

Man berichtete alle diese Einzelheiten der Königin und versicherte ihr sogar, daß einige junge Männer, unter denen auch ein gewisser Emanuele de Deo sich befunden, ihren Enthusiasmus nicht hätten beherrschen können und in dem Augenblicke, wo der Gesandte des französischen Admirals in seinem republikanischen Kostüm an ihnen vorübergekommen, gerufen hätten: »Es lebe Frankreich!«

Als ich am Abend nach dem Palais der englischen Gesandtschaft, welche an der Ecke des Flusses und der Straße Chiaja lag, zurückkam, sah ich Gruppen in der Straße Chiatamone. Diese Gruppen waren durch die französische Tricolore, welche über einer Thür, der Thür des Bürgers Mackau, wehte, herbeigelockt worden.

Am folgenden Tage des Nachmittags erfüllte sich die Prophezeiung des Capitäns Caracciolo. Der Wind schlug nach Südwesten um und ein furchtbarer Sturm brach los. Wenn Neapel nur vierundzwanzig Stunden Widerstand geleistet hätte, so wäre die französische Flotte entweder gezwungen gewesen, das Weite zu suchen, also zu fliehen,

oder sie wäre vom ersten bis zum letzten Schiff verloren gewesen.

Als die Königin diesen Sturm sah, der ihr Begehren so vollkommen rechtfertigte, konnte sie sich nicht enthalten, dem König seine Feigheit vorzuwerfen.

Doch war dies ein Vorwurf, der, wir müssen es gestehen, keinen großen Eindruck auf Ferdinand hervorbrachte.

Anstatt sich wegen dieses Sturmes, welcher, ohne daß die neapolitanischen Kanonen etwas dabei zu thun brauchten, der Flotte des französischen Admirals schrecklichen Schaden zufügen konnte, Glück zu wünschen, beklagte er eine Jagdpartie, die am folgenden Morgen im Walde von Persano abgehalten werden sollte, und auf die er nun verzichten mußte.

Er hatte jedoch die Königin einigermaßen beruhigt, indem er ihr die Theorie, nach welcher er die Treue, die man abgeschlossenen Verträgen schuldig ist, betrachtete, darlegte und ihr sagte, daß er sich mit Sir William bestimmt entschlossen habe, Frankreich den Rücken zu kehren, sobald die Engländer sich der Coalition anschließen würden. Mr. Pitt brauchte ihm nur ein Zeichen zu geben, und Soldaten und Schiffe würden England sofort zur Verfügung stehen.

Am 20. December, also vier Tage nach dem Verschwinden der französischen Flotte, ward ich durch lauten Ruf erweckt. Eine Menge Volks strömte lärmend über die Brücke von Chiaja und verbreitete sich bis in die Gärten der Villa.

Ich klingelte und fragte, was für ein Ereigniß diesen

Auflauf verursachte. Man erwiederte mir, daß die französische Flotte wieder in den Hafen segle.

Ich erhob mich und kleidete mich schnell an, denn ich dachte mir, daß die Königin mich holen lassen würde, und wirklich erhielt ich in dem Augenblicke, wo ich meine Toilette beendet, ein Billet von ihr, in welchem sie mich bat, in das Schloß zu kommen.

Fast in demselben Augenblicke trat Sir William bei mir ein. Er hatte soeben vom König dieselbe Einladung bekommen und erbot sich, sich mit mir zugleich in das Schloß zu begeben.

Wir stiegen in den Wagen und befahlen dem Kutscher, durch die Straße Santa-Lucia zu fahren.

Kaum waren wir auf dem Quai angekommen, so sahen wir, wie die ganze Flotte wieder in den Hafen segelte, nicht aber in der bewunderungswürdigen Ordnung wie vor einigen Tagen, sondern wie ein Schwarm verscheuchter Seevögel, deren jeder nach Kräften sich anstrengt, ein schützendes Obdach zu gewinnen.

Wir erreichten das Schloß. Eilig hatte man den Staatsrath zusammenberufen, und als wir die große Treppe hinaufgingen, begegneten wir demselben Capitän Caracciolo, den herbeizurufen man für gut erachtet, obgleich er das erste Mal ganz anderer Meinung gewesen als der König.

Sir William begleitete mich bis zu dem Zimmer der Königin und begab sich in das Conseilzimmer.

Als ich bei der Königin eintrat, erzählte ich ihr die Begegnung, die ich soeben auf der Treppe gehabt. Sie klingelte.

»Man soll den Capitän Caracciolo bitten, zu mir zu

kommen, ehe er sich in den Staatsrath begibt,« sagte sie, »ich habe mit ihm zu sprechen.«

Dann zog sie mich mit fort und sagte:

»Verstehst Du etwas von dem, was vorgeht? Wir, die wir glaubten, dieser französischen Flotte los zu sein! Was will denn dieser Admiral von Latouche-Tréville mit seinen dreifarbigen Bannern und Kokarden bei uns? Will er hier republikanische Propaganda machen, um auch bei uns Revolution zu erregen? O, sie mögen sich nur in Acht nehmen! Wir sind noch zeitig genug gewarnt worden. Mit uns haben sie nicht so leichtes Spiel wie mit Ludwig XVI. und Marie Antoinette. Was mich betrifft, so erkläre ich, daß ich erbarmungslos sein werde.«

Ich hatte noch nicht Zeit zum Antworten gefunden, als die Thür sich öffnete und man den Capitän François Caracciolo anmeldete.

»Kommen Sie, kommen Sie, mein Herr!« sagte die Königin. »Sie sind der Einzige, der neulich meiner Meinung war.«

Caracciolo verbeugte sich.

»Und das ist ein großes Glück für mich,« sagte er, »denn neulich sprachen Ew. Majestät im Namen der neapolitanischen Ehre.«

»Nun, heute sagen Sie einmal offen, was geht jetzt vor?«

»Das, was ich vorausgesehen habe, Madame. Die französische Flotte ist vom Sturm zerstreut und beschädigt worden. Wenn wir nun vierundzwanzig Stunden Widerstand geleistet hätten, so wären wir Herren der Situation.«

»Können wir es nicht noch werden?«

»Inwiefern, Madame?«

»Ihrer Meinung nach kommt die französische Flotte nur wieder nach Neapel zurück, weil sie Schaden gelitten?«

»Nachdem, wie ich es beurtheilen kann,« sagte Caracciolo, indem er nach dem Meere blickte, »ist kein einziges Schiff unbeschädigt geblieben.«

»Nun gut, wenn man die Situation nun benutzte und heute das versuchte, was man neulich nicht zu thun gewagt, würden Sie dann immer noch bereit sein, das Admiralschiff mit Ihrer Corvette anzugreifen?«

»Das ist unmöglich, Majestät.«

»Wie, unmöglich?«

»Ja, denn neulich schlug ich vor, einen Feind angreifen zu wollen.«

»Und jetzt?«

»Und jetzt ist dieser Feind unser Verbündeter geworden.«

»Unser Verbündeter?«

»Gewiß. Ein Wort ist gewechselt, ein Vertrag ist unterzeichnet worden. Neulich wollte der Admiral von Latouche-Tréville einer feindlichen Nation Gesetze vorschreiben, heute sucht er um die Hilfe eines verbündeten Königreiches nach. Neulich zu kämpfen, war meiner Meinung nach eine Pflicht, heute anzugreifen, wäre ein Verrath.«

»Und wenn der König Ihnen dennoch Befehl dazu gäbe?«

»Anzugreifen?«

»Ja.«

»Ich hoffe, Madame, daß der König mir keinen solchen Befehl geben wird.«

»Wenn er Ihnen aber dennoch einen solchen gäbe?«

»Dann würde ich den Kummer haben, meine Entlassung bei ihm einzureichen.«

»Du hörst es, Emma!« rief die Königin, indem sie sich nach mir herumdrehte. »Beurtheile die Anderen nach ihm; dies ist ihre Ergebenheit für uns!«

Und zu Caracciolo gewendet fuhr sie fort:

»Es ist gut, mein Herr, ich habe Alles von Ihnen erfahren, was ich wissen wollte; ich halte Sie nicht länger zurück.«

Caracciolo verneigte sich und ging hinaus.

»Jetzt erklärt sich Alles,« fuhr die Königin fort. »Die Flotte hat Schaden gelitten und in Neapel will man sie wieder ausbessern. Warum nicht? Ist Neapel denn nicht, wie der Bürger Caracciolo« — sie betonte das Wort Bürger — »gesagt hat, mit dieser französischen Republik, welche soeben den Königen den Krieg erklärt hat und meinen Schwager enthaupten will, verbündet?«

Ich blieb stumm.

»Nun,« fragte die Königin, »Du antwortest mir nicht? Du hast mir nichts zu sagen?«

»Ich würde fürchten die Königin zu verletzen, wenn ich ihr meine Meinung offen sagte.«

»Mich zu verletzen, Du? Du bist wohl toll! Inwiefern könntest Du mich denn verwunden?«

»Wenn ich mich der Meinung dieses Mannes anschlösse.«

»Welches Mannes?«

»Des Fürsten Caracciolo, und Gott weiß, daß dies nicht aus Entzücken über ihn geschieht.«

»Du findest also, daß diese Franzosen Recht haben, wenn sie uns den Fuß auf den Nacken setzen?«

»Ich finde, Madame, daß man unrecht gethan hat, mit ihnen zu unterhandeln.«

»Und daß wir jetzt, wo man einmal unterhandelt hat, auch die Folgen unseres gegebenen Wortes tragen müssen. Vielleicht hast Du Recht. Wir wollen Sir William hierüber zu Rathe ziehen.«

Unterdessen war die französische Flotte in den Hafen gesegelt, wie man in einen befreundeten Hafen kommt und hatte daselbst geankert.

Eine Stunde darauf erfuhren wir, daß Alles, was der Capitän Caracciolo vorausgesehen, auch geschehen war. Kaum auf dem offenen Meere, war die französische Flotte von einem furchtbaren Sturm ereilt, von eilf Schiffen waren sieben arg beschädigt worden und der Admiral von Latouche-Tréville verlangte, mit seinem Vertrag in der Hand, einem Vertrag, welcher ihm die Vortheile der begünstigtesten Nationen sicherte, seine beschädigten Schiffe ausbessern, seinen Vorrath an süßem Wasser erneuern und mit dem Hafen unterhandeln zu dürfen, um Lebensmittel, Tauwerk und Segeln zu kaufen.

Alle diese Bitten wurden ihm gewährt.

Man that noch mehr. In der Eile, welche die neapolitanische Regierung hatte, um sich diese gefährlichen Gäste vom Halse zu schaffen, that man sein Möglichstes, um dem Admiral Arbeiter, Materialien und Lebensmittel herbeizuschaffen; durch einen provisorischen Conduct leitete man die Wasser von Carmignano, die hellsten und gesündesten Wasser von Neapel, bis an die Spitze des Hafendammes.

Was die Königin betraf, so zog sie sich, um nicht fortwährend diese verhaßten Uniformen und abscheulichen Tricoloren vor Augen zu haben, nach Caserta zurück, obgleich es im ärgsten Winter, das heißt im Januar war, und nahm mich mit sich.

Elftes Capitel.

Während wir in Caserta waren, verwirklichten sich in Neapel alle Prophezeiungen der Königin.

Sei es, daß Latouche-Tréville wirklich seine Schiffe ausbessern lassen mußte, daß dies nur eine List war, und daß er den geheimen Instructionen der Republik folgte, welche dahin lauteten, alle Völker, mit welchen Frankreich in Berührung käme, auf den Weg der Revolution zu treiben, kurz, er benutzte seine Gegenwart in der Hauptstadt des Königreiches beider Sicilien, indem er die neapolitanischen Patrioten veranlaßte, eine geheime Gesellschaft zu organisiren und für Süditalien den Sieg der Principien, welche damals in Frankreich herrschten, vorzubereiten.

Täglich begaben sich seine Officiere — und man weiß, daß die Officiere der französischen Marine im Allgemeinen ausgezeichnete und unterrichtete Männer sind — an's Land, mischten sich unter die Bevölkerung, machten Proselyten und streuten in alle jungen Herzen den Samen der Empörung, der einige Jahre später so viel Blutvergießen herbeiführen sollte.

Am Abend vor dem Tage, an welchem die Flotte die Anker lichten sollte, gaben die jungen Männer den Officie-

ren der Flotte ein großes Diner. Man sang revolutionäre Lieder, und unter diesen die Marseillaise, welche Rouget du Lisle verfaßt und welche, indem sie am 10. August zu Tage trat, dem Dichter eine so furchtbare Unsterblichkeit verliehen.

Man hatte die rothe Mütze aufgepflanzt und geschworen, auch in Neapel eine dreifarbige Kokarde haben zu wollen, welche die weiße Kokarde der Bourbonen ersetzen sollte.

Dann hatten alle die, welche an diesem Diner theilgenommen, die französische Mode angenommen, welche Talma in seiner Tragödie »Titus« aufgebracht. Sie hatten sich nämlich das Haar kurz schneiden lassen, den Puder verschmäht, und Alle, welche der alten Mode Treue bewahrten, mit dem Namen Caudini, das heißt Schwanzträger getauft.

Während dieser ganzen Zeit war mir die Königin, ohne mich irgendwie zu ihrer Vertrauten zu machen, mit einem dunklen Werk beschäftigt erschienen. Oft, wenn wir zusammen waren, sprach man leise mit ihr, sagte ihr, daß Jemand sie zu sprechen wünschte, worauf sie sich, ohne weiter zu fragen, erhob, als ob sie schon im Voraus die Ursache dieser Störung gewußt hätte, und dann kam sie nach einer Viertel-, einer halben, einer ganzen Stunde zurück, drückte mir die Hand und sagte:

»Es geht Alles gut.«

Eines Tages, während die Königin in eine dieser geheimen Conferenzen gegangen war, ging ich in den Garten hinunter und sah einen schwarzgekleideten, mir unbekannten Mann in demselben.

Ohne zu wissen, daß dieser Mann später eine furchtbare Berühmtheit erlangen würde, konnte ich dennoch nicht umhin, mir sein Aeußeres genau einzuprägen.

Er war eher groß als klein, und trug den Kopf auf die Brust gesenkt, obgleich sein finsterer und unheimlicher Blick in Mannshöhe vor ihm hinstarrte; doch dieser Blick sollte, das verstand man wohl, oft umherblicken, ohne zu sehen. Sein Gesicht war aschfarben, sein Gang unregelmäßig wie der wilder oder unruhiger Thiere, bald langsam und bald schnell. Er ging an mir vorüber und schien mich dennoch nicht zu sehen; er sprach mit sich selber und ich hörte folgende Worte, die er zwischen den Zähnen hervorstieß:

»Die Tortur! Ich muß die Tortur anwenden! Was soll ich ohne die Tortur ausrichten? Sie werden sonst niemals Geständnisse ablegen!«

Dieser Mann flößte mir Furcht ein.

Ich folgte ihm mit den Augen; man suchte ihn im Auftrage der Königin.

Ich setzte mich auf eine Bank; alle meine Glieder zitterten mir.

Bald sah ich die Königin an der Gartenthür erscheinen. Sie sah sich überall um, sie suchte mich. Ich stand auf und ging ihr entgegen.

»Guter Gott, theure Königin,« fragte ich, »wer ist dieser Mann, dem ich hier im Garten begegnet bin, und der so traurige Worte murmelte?«

»Welcher Mann denn?« fragte die Königin.

»Der, welchen Ew. Majestät haben holen lassen.«

»Ah!« sagte die Königin lachend, »Du hast ihn gese-

hen? — Das ist mein Spürhund. Ich bin, wie der König, von der Leidenschaft zur Jagd erfaßt; wie er, will auch ich meine Meute haben und es wird nicht lange dauern, so können wir den Jakobiner hetzen. Er ist ein sehr gefährliches Thier, doch nur, wenn man ihm einen Vortheil über den Jäger gewinnen läßt.«

»So ist also dieser Mann, Madame —?

»Nun, was ist mit diesem Mann?«

»Dieser Mann ist wohl der Scharfrichter?«

»Nicht ganz; ich hoffe jedoch, daß er der Lieferant desselben sein wird.«

Dann breitete sie die Arme nach Frankreich zu aus und rief:

»O meine Schwester, meine arme Schwester, sie haben Dich, ich aber habe sie! Und sei ruhig, denn da alle Menschen Brüder sind, so werden die Brüder von Neapel für die Brüder von Paris büßen.«

Ich blieb stumm. Ich begriff wohl den Haß der Königin gegen die Revolution, allein so viel Energie in einer Frau erschreckte mich. Diese Frau war in Wahrheit die Tochter des Königs Maria Theresia.

Ich ging still, auf den Arm der Königin gestützt, weiter, auf den Arm, der in Folge eines nervösen Krampfes die Kraft eines Männerarmes zu besitzen schien.

»Was willst Du, meine arme Emma!« sagte Caroline, nachdem sie einen Augenblick lang mit festem und schnellem Schritt gegangen war; »jetzt mußt Du Dich entschließen. Du glaubtest in ein Land der Wonne zu kommen, Du hattest sagen hören, die Luft von Pästum sei so mild, daß die Rosen zweimal im Jahre daselbst blüheten;

die Luft von Sorrento sei so balsamisch, daß man eine Sorrentinerin an ihrem duftenden Haar erkennete. Du glaubtest, daß das Leben hier wie in dem alten Sybaris inmitten von Festen und Lustbarkeiten verflöße, daß man auf Mooslagern ruhete und auf Blumenteppichen wandelte. Allein man hatte vergessen, Dir zu sagen, daß inmitten dieser Herrlichkeit ein Berg stünde, der die Hölle in seinen Eingeweiden verschlösse, der wie die ganze andere Schöpfung zu lächeln schien und der plötzlich, indem er die Häuser wie Kartenhäuschen erschütterte, Herkulanum mit Lava, Pompeji mit Asche bedeckte und das erschreckte Meer vom Ufer von Regina bis an den Felsen von Capri zurückweichen ließe. Das hatte man Dir zu sagen vergessen, ich aber sage es Dir.«

Ich blickte sie beinahe entsetzt an.

»Wir beginnen einen furchtbaren Kampf, in welchem wir unterliegen können, obgleich wir fast mit Gewißheit darauf rechnen können, daß wir die Sieger sein werden; doch aber müssen wir kämpfen und der Kampf wird hart sein. Kind der frischen Wiesen und grünen Rasen, fühlst Du Dich zu schwach, auf meinen Kriegswagen zu steigen? Dann verlasse deine Königin, kehre in dein Land Wales zurück zu deiner Wiege, wie ein klarer Bach, welcher sich fürchtet, sich mit den unruhigen Fluten des Meeres zu vermischen und zu seiner Quelle zurückkehrt.«

»O nein, nein, nein!« rief ich, indem ich beide Arme um den Hals der Königin schlang, »ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Sie in einem Augenblicke verlassen könnte, in welchem Sie, wie Sie mir selbst sagen, in Gefahr sind. Ich bin schwach, Sie aber sind stark, stark für Sie und für mich.

Sie werden mich stützen, wenn ich schwach bin, Sie werden mich aufrichten, wenn ich falle. Ich bin nicht so tief in die Geheimnisse der Politik eingedrungen, um zu wissen, wer in diesem großen Kampfe der Völker gegen die Könige Recht hat; wenn Sie aber Unrecht haben, theure Königin, will ich auch mit Ihnen Unrecht haben, und wenn der Vesuv oder die Revolution über Neapel hereinbricht, dann will ich von derselben Lava verbrannt und unter derselben Asche erstickt werden, wie Sie.«

Die Königin umarmte mich und drückte mich an ihr Herz.

»Gut denn!« sagte sie. »Es schien mir seit einiger Zeit, als ob ich Dich halb verloren hätte; jetzt aber finde ich Dich wieder. Ich betrübte mich schon, mich so allein zu fühlen. O, ich will keine Geheimnisse vor Dir haben. Ja, ich arbeite an einem finstern Werke, wie die Eumeniden, ich flechte Schlangen in der Finsterniß. Mit Gold und Titeln kann man hier thun, was man will. Der Mann, den Du gesehen hast und der Dich so sehr erschreckt hat, ist eine meiner Vipern: er heißt Vanni. Die beiden Andern heißen Guidobaldi und Castelcicala. Der Letztere ist Fürst; er war unser Gesandter in London. Ich habe ihm vorgeschlagen zurückzukommen und der Chef meiner Spione, der Präsident meiner Staatsjunta zu werden, und er hat meinen Vorschlag angenommen. O, ich werde den Anklägern solche Belohnungen schenken, daß ich, wie im alten Rom, aus der Anklage ein ehrenwerthes Amt, oder wenn nicht ein ehrenwerthes, so doch wenigstens ein beneidenswerthes machen werde.«

»Nun,« sagte ich, »erkläre ich mir, warum dieser

Vanni von Tortur sprach und sagte, daß man ohne Tortur nichts gestehen würde.«

»Ja, die Tortur ist seine fixe Idee, und von seinem Gesichtspunkte aus hat er auch Recht. Er hat Ehrgeiz dieser Mann. Wenn Andere sich begnügen, zu sagen: »Unser König,« sagt er: »Mein König,« als ob der König ihm ganz allein gehörte, und als ob er ganz allein beauftragt wäre, ihn zu behüten. So werden denn die Angeklagten, die Denuncirten nicht fehlen, vielleicht aber die Schuldigen, denn der Meinung gewisser hartnäckiger Leute nach sind nur Diejenigen anerkannte Schuldige, welche ihr Verbrechen gestehen, und hier gesteht Niemand etwas. Vanni behauptet nur, daß er mit Hilfe gewisser Mittel, die er erfunden, und vorausgesetzt, daß man ihm Vollmacht gibt, diese Mittel in Anwendung zu bringen, Steine zum Reden bringen könnte. Ich habe ihm gesagt, daß ich mich dem durchaus nicht widersetze, und daß die Wahrheit ein so köstliches Ding sei, daß alle Mittel zur Erlangung derselben gut wären. Jetzt ist nur noch eine Schwierigkeit vorhanden. Es schien nämlich, als ob nichts davon in den Gesetzen stünde. Doch die Jacobiner sind ebensowenig in den Gesetzen, der Jacobinismus ist kein vorhergesehenes Verbrechen. Deshalb konnte man auch kein Gesetz gegen denselben schreiben, und weil er nicht im Gesetz steht, kann man sich, um ihn zu bestrafen, auch der Mittel bedienen, welche nicht im Gesetz stehen. Du wirst Dir wohl denken, daß ich kein so geschickter Rechtsgelehrter bin, um dies Alles selbst zu wissen; meine Viper, mein Vanni hat mir diesen Beweisgrund eingeblasen. Er hat Cicero angeführt, als er Lentulus und Cethegus erwürgte, des Gesetzes ungeachtet,

welches verbot, römische Bürger um's Leben zu bringen. Dieser Meister Vanni ist sehr gelehrt. Ich werde ihn zum Ritter des Ordens vom heiligen Georg machen.«

Ich blickte die Königin voller Erstaunen, und ich muß es gestehen, auch nicht ganz frei von einem gewissen Entsetzen, an.

Sie bemerkte den Eindruck, den sie auf mich hervorbrachte.

»Ja,« sagte sie, »Du begreifst, Du findest, daß ein Unterschied zwischen der ehemaligen und jetzigen Caroline ist. Jene Caroline fand Gefallen daran, dasselbe Kleid, denselben Haarschmuck, denselben Shawl wie Du anzulegen, ihr ganzer Ehrgeiz bestand darin, selbst neben Dir schön gefunden zu werden. Sie kannte den Schmerz, aber noch nicht den Haß. Wenn sie sich mit Dir allein einschloß, wollte sie die Funken eines vergangenen Glückes in der Asche ihrer Liebe suchen; sie wollte Dir sagen: »Ich habe geliebt und werde niemals wieder lieben; auch ich, obgleich ich eine Königin bin, habe ein Herz gehabt.« Die Caroline von jetzt aber hat nicht mehr Zeit, an die Vergangenheit zu denken, sie muß für die Zukunft kämpfen. Was ist ein nach Sicilien verbannter Geliebter neben einer in Frankreich eingekerkerten Schwester, neben einem Bruder, der bereits mit einem Fuße auf den Stufen des Schaffots steht? Jetzt handelt es sich nicht um Glück! nicht um Poesie, nicht um Liebe! Es handelt sich um das Leben! Es gibt kein Thier, vom Adler bis zur Taube, welches sein Nest nicht vertheidigte und nicht für seine Jungen kämpfte. Den umbringen, der uns umbringen will, ist keine Rache, sondern Instinkt der Selbsterhal-

tung. Wenn auch bei uns Vergniauds, Petions und Robespierres erstehen, so werden wir nicht warten, bis sie einen 20. Juni und einen 10. August herbeiführen, sondern wir werden ihnen eine Bartholomäusnacht bereiten. Die Valois haben die Bourbons gelehrt, daß es besser ist vom Louvre auf die Straße herab, als von der Straße in den Louvre hinaufschießen zu lassen. Man möge mich Madame Veto oder Madame Deficit, oder wie man sonst will nennen, niemals aber wird man mich Jane Gray oder Maria Stuart nennen.«

»Gott bewahre uns vor einem solchen Unglück!« sagte eine Stimme zwei Schritte hinter uns.

Die Königin und ich, wir drehten uns schnell herum und standen einem Manne gegenüber, den man an seinem eher priesterlichen als laienhaften Gewande leicht als einen Würdenträger der Kirche erkannte.

Ich sah an dem Blick der Königin, daß sie den Fremden nicht kannte, der so kühn gewesen, uns einzuholen und sich in unser Gespräch zu mischen.

Ich aber erkannte ihn und rief:

»Monsignore Fabrizzio Ruffo!«

»Da Lady Hamilton mir die Gnade erweist, mich zu erkennen, würde sie mir dann wohl auch eine zweite Gnade zur ersten gesellen, indem sie mich der Königin vorstellt, zu welcher ich übrigens vom König gesandt worden?«

Ich blickte die Königin fragend an. Als sie hörte, wie ich den Liebling des Papstes Pius VI. nannte, mit welchem, wie ich schon erwähnt habe, der Hof von Neapel auf dem besten Fuße stand, hatte ihr Gesicht einen Ausdruck

von Wohlwollen angenommen, der mir erlaubte, den Wünschen des edlen Prälaten nachzukommen.

»Madame,« sagte ich, »gestatten Sie, daß ich auf den soeben ausgesprochenen Wunsch des Herrn die Ehre habe, Euer Majestät Monsignore Fabrizzio Ruffo, Schatzmeister Seiner Heiligkeit, vorzustellen.«

»Madame,« sagte der Prälat, indem er sich verneigte, »gestatten Sie mir, daß ich, indem ich Lady Hamilton für ihre Güte danke, zugleich zwei kleine Irrthümer, die sie begangen und auch begehen mußte, berichtige. Ich bin nicht mehr Schatzmeister, und ich bin Cardinal.«

»Ich gratulire Ihnen dazu, mein Herr,« sagte die Königin. »Haben Eure Eminenz mir aber nicht gesagt, daß der König Sie gesandt?«

»Ja, das habe ich gesagt, Madame, und Seine Majestät der König wäre selbst mit mir nach Caserta gekommen, hätte er nicht eine Eberjagd in den Wäldern am See Fusaro abhalten müssen, da es ihm unmöglich war, dieselbe aufzuschieben.«

»Daran erkenne ich meinen erhabenen Gatten,« sagte die Königin lächelnd. »Deswegen aber sind Sie mir nicht weniger willkommen, besonders wenn Sie mir eine gute Nachricht bringen.«

»Ich bringe Ihnen wenigstens eine große, Madame, eine Nachricht, welche die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann. Der Gesandte der französischen Republik zu Rom, der Bürger Basseville, ist soeben bei einem Aufstand ermordet worden.«

Die Königin schauderte.

»Das ist allerdings eine große Nachricht, die Sie mir da bringen! Und wie ist die Sache denn zugegangen?«

»Ew. Majestät weiß doch, daß der französische Admiral, als er seinen Gesandten, den Bürger Mackau, mit an den Hof von Neapel nahm, zugleich auch den Gesandten am römischen Hofe, den Bürger Basseville, bei sich an Bord hatte?«

Der Cardinal betonte das zweimal wiederholte Wort Bürger, so daß, Dank der Art und Weise, in der er es aussprach, nichts Unangenehmes für das Ohr der Königin darin lag.

So ließ sie denn diesen ersten Satz an sich vorübergehen, indem ihr Gesicht keinen anderen Ausdruck als ein verächtliches Lächeln annahm und sie dem Cardinal andeutete, daß sie ihn hörte.

Der Cardinal fuhr fort:

»Die Nachricht hatte große Aufregung verursacht und sich bis in unsere Provinzen verbreitet. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Madame, in welchem Lichte unsere würdigen Priester ihren Beichtkindern auf den Dörfern und in der Stadt die französische Republik schildern. Sich mit ihr verbünden, heißt sich der Hölle verschreiben. Bei dieser von den Kanzeln abgekündigten Nachricht hatten sich die Bewohner von Rom, die Barbaren von Trastevero, die Wilden von Sabinien, die Ochsenhirten der Sümpfe, blind und wild wie ihre Büffel, auf dem Wege zusammengerottet, auf welchem der Gesandte kommen mußte. Drei Tage lang warteten sie. Alle Abende wiederholten die Priester in den Beichtstühlen den bestürzten Frauen, daß dieser französische Gesandte in der heiligen Stadt die Fahne des Satans auf-

pflanzen wolle. Die Frauen zündeten Kerzen an, beteten und wehklagten, die Männer knirschten mit den Zähnen und schliffen ihre Messer.

»Braves Volk!« murmelte die Königin.

»Endlich verkündete vorgestern, am 13. Januar, ein großes Geschrei das Näherkommen des Wagens. Alles Volk stürzte nach der Richtung, von welcher er kam. Der Gesandte trug sein republikanisches Galakostüm, einen blauen Rock, eine dreifarbige Schärpe darüber, einen dreieckigen Hut mit einer dreifarbigen Kokarde, und zwei seiner Freunde, die ziemlich ebenso gekleidet waren, saßen mit in dem Wagen. Als die Menge das sah, brach sie in ein lautes Geschrei aus. Die drei Reisenden schienen taub oder völlig gleichgiltig zu sein und setzten ihren Weg fort. Die Räder und Pferde ihres Wagens waren verschwunden, der wie eine Barke auf Menschenwellen schaukelte. So kommen sie an den Palast des Cardinals Zelada, begeben sich zu diesem und fordern ihn auf, ihre Vollmachten anzuerkennen. Der Cardinal, welcher von Sr. Heiligkeit bestimmte Instructionen erhalten, weigert sich und erklärt, daß die französische Republik für den römischen Hof weder existire, noch jemals existiren würde. Der Gesandte grüßt den Cardinal, steigt wieder in den Wagen und pflanzt, sei es um Frankreichs Ehre zu retten, oder um an die italienischen Patrioten zu appelliren, eine Tricolore neben dem Kutscher auf. Als das Volk das sieht, verdoppelt sich, wie Ew. Majestät sich denken kann, das Geschrei und ein Steinregen beginnt auf den Gesandten und seine Freunde herabzuhageln. Der erschreckte Kutscher treibt die Pferde bis zum schärfsten Galopp an und lenkt den Wagen in den Hof eines französi-

schen Banquiers. Zum Unglück oder zum Glück, je von welchem Gesichtspunkte aus man die Sachen betrachtet, ist die Zeit zu kurz, die Thore hinter dem Wagen zu schließen, das Volk stürzt herein und man weiß wirklich nicht, wie es in dem Tumult gekommen ist, daß man Seiner Excellenz dem Bürger Basseville den Leib mit einem Rasirmesser aufgeschlitzt hat.«

»Und kennt man den Mörder?« fragte die Königin schnell.

»Ja und nein,« erwiederte Ruffo. »Seine Heiligkeit kennt ihn, die Regierung Seiner Heiligkeit aber wird ihn nicht kennen. So ist denn der Papst, bereits durch den Krieg in der Vendée, den seine Emissäre gepredigt haben, bloßgestellt, noch ärger durch den Tod des französischen Gesandten compromittirt. Es wird ihm schwerlich gelingen, gleich wie dem seligen Pilatus, seine Hände von dem Blute Basseville's zu reinigen, es wird stets eine Spur davon an seinen Fingern kleben bleiben. So ist denn Basseville's Tod der Krieg gegen Frankreich. Ich komme im Namen Seiner Heiligkeit, um den König Ferdinand zu fragen, ob er im Stande ist, dieselbe zu unterstützen und wenn dies der Fall ist, ebenfalls im Namen Seiner Heiligkeit dem Kämpfer für die Kirche die wenigen Talente, mit denen die Natur und die Erziehung mich hierzu ausgerüstet hat, zur Verfügung zu stellen.«

Die Königin lächelte.

»So gehören Eure Eminenz, wenn ich recht verstanden habe, der streitenden Kirche an?«

»Ja, glauben Sie es nur, Madame! Ich gehöre zu dem Geschlechte der la Valette und der Richelieu. Im Mit-

telalter hätte ich den Küraß und den Degen getragen und gegen die Türken und die Hugenotten gekämpft. Heute bin ich vollständig bereit, gegen die Franzosen zu ziehen, die Heiden von noch schlimmerer Art sind!«

»Nun, Herr Cardinal,« sagte die Königin, »wir werden suchen, Ihnen Arbeit zu geben. Unglücklicher Weise hängt die Sache nicht von mir allein ab!«

»Das weiß ich,« erwiederte Ruffo, »wenn aber,« fuhr er fort, indem er mich anblickte, »Lady Hamilton sich in's Mittel legen wollte —«

»Ich, Herr Cardinal? Und was soll ich denn dabei thun, mein Gott?«

»Nun, Madame, Perikles hat den Krieg von Samos, von Megara und den peloponnesischen Krieg in Folge der Rathschläge und des Einflusses der Aspasia unternommen. — Aspasia war nicht schöner als Sie und Perikles hatte nicht mehr Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenlands als Sir William Hamilton durch seinen Milchbruder, den König Georg, auf die Angelegenheiten Englands hat. England braucht Frankreich nur den Krieg zu erklären und wir sind gerettet!«

»Hörst Du?« sagte die Königin zu mir. »Der Cardinal spricht im Namen unseres heiligen Vaters, des Papstes, und unser heiliger Vater, der Papst, ist unfehlbar!«

»Nun gut denn, theure Königin!« erwiderte ich, »ich werde mein Möglichstes thun. Ha, da kommt Perikles gerade, um sich uns zur Verfügung zu stellen!«

Wirklich kam Sir William auch auf uns zu. Da die Stunde des Diners gekommen war, so begaben wir uns wieder in das Schloß. Ihre Majestät lud Sir William

zur Tafel, wie auch den Cardinal, und während wir speisten, entwarfen wir die kriegerischsten Pläne von der Welt.

Wenn ich heute daran denke, was ich in der Wage, wenn auch nur so viel wie ein Sandkörnchen, wog so, daß durch dieses Gewicht die Schale sich einem zwanzigjährigen Kriege zuneigte, der vielleicht noch nicht beendet ist, so erschrecke ich vor der Verantwortlichkeit, die ein Sandkörnchen vor Gott haben kann.

Zwölftes Capitel.

Der Cardinal hatte Recht. Basseville's Tod rief in Frankreich eine ungeheure Aufregung hervor. Der Convent beschloß, furchtbare Rache für diesen Mord zu nehmen, und das Vaterland sollte den Sohn des Gemordeten adoptiren.

Dieses Gerücht aber verschwand bald vor dem Gerüchte von einer viel furchtbareren Katastrophe! Am 27. Januar erfuhr man in Neapel, daß Ludwig XVI. zum Tode verdammt worden sei und am 1. Februar kam die Kunde seiner Hinrichtung.

Gleich in dem Augenblicke, in welchem diese Nachricht nach London kam, deutete Pitt dem französischen Minister an, daß er England binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen habe. Von mir gedrängt, und ich muß sagen, daß es dieses Antriebes nicht bedurfte, hatte Sir William sogleich drei oder vier Briefe an den König Georg geschrieben und dieser hatte ihm in einem kleinen Billete selbst geantwortet, daß England, welches die Schuld auf Frankreich schieben wollte, warten würde, bis die Franzosen

ihren König wirklich hingerichtet hätten; sobald dies aber geschehen wäre, würde man sofort mit der Republik brechen.

Wir erhielten beide Briefe in Neapel zugleich; den, welcher die am 21. Januar vollzogene Hinrichtung Ludwigs XVI. mittheilte, und den, in welchem man uns die Ausweisung des französischen Gesandten aus London anzeigte.

Obgleich man den Tod Ludwigs erwartete, so war dies doch ein furchtbarer Schlag für die Königin. Der Brief des Gesandten war auf schwarzgerändertes Papier geschrieben und schwarz gesiegelt. Als Caroline den Brief sah, wußte sie Alles. Sie stieß einen Schrei aus und ward ohnmächtig, indem sie sagte:

»Sie haben ihn gemordet!«

Augenblicklich ward befohlen, daß alle Carnevalsfeste aufhören, daß der ganze Hof und alle Würdenträger des Reiches Trauer anlegen sollten, und daß in allen Kirchen Todtengebete gelesen würden.

Castelcicala, Guidobaldi und Vanni wußten nun, daß sie mit dem Werke beginnen konnten, zu dem man sie berufen.

Verhaftungen wurden vorgenommen und erst als die Zahl der eingekerkerten Jacobiner nicht weniger als dreihundert betrug, lächelte die Königin wieder.

Dann bereitete sich das neapolitanische Gouvernement, indem es dabei immer mit Frankreich verbündet blieb, für den Krieg vor. Die Landarmee ward bis auf eine Stärke von 36.000 Mann erhöht und die Seemacht bis zu einer Anzahl von 102 Schiffen von allen Größen vermehrt.

Der Cardinal Ruffo hatte bei Allem einen militäri-

schen oder politischen Einfluß ausüben wollen, den ihm ohne Zweifel das Bewußtsein seines Verdienstes wünschen ließ, und auf welchen ihm nicht nur die Empfehlung des Papstes, sondern auch Studien, die er in der Artilleriekunst gemacht, ein Recht gaben — Studien, die, wie ich glaube, in der Erfindung einer neuen Methode, glühende Kugeln zu machen, bestanden. Allein, mochte nun der Minister Acton das Vertrauen nicht theilen, welches der Cardinal zu seinem eigenen Verdienst hatte, oder fürchtete er im Gegentheil den Einfluß eines überlegenen Mannes für sein Glück, oder hatte die Königin, welche eine gewisse Abneigung gegen den Cardinal empfand, die guten Absichten des Königs, der ihn offen unter seinen Schutz genommen, neutralisirt, kurz, es vergingen zwei bis drei Monate, ohne daß der Cardinal Ruffo irgend eine officielle Stellung am Hofe erhielt.

Marie Caroline ließ sich jetzt nicht im Entferntesten träumen, welchen Dienst ihr derselbe Cardinal, den sie jetzt von militärischen Angelegenheiten fern hielt, sechs Jahre später als Soldat erweisen würde!

Der König aber, welcher, wie ich bereits gesagt habe, eine große Sympathie für Se. Eminenz empfand, wollte dem Cardinal endlich einen Beweis dieser Sympathie geben, nur wies er ihm, wie er so gern den Spott zu seiner Gnade gesellte, einen Posten an, der gewiß am wenigsten für einen Diener der Kirche paßte. Er ernannte ihn nämlich zu dem Inspector seiner Colonie in San-Leucio.

Ich möchte hier auf einige Einzelheiten in Bezug auf diese Colonie von San-Leucio eingehen, von der ich in

einem früheren Capitel dieser Memoiren nur einen kurzen Begriff gegeben habe.

Die Sache ist ziemlich schwer zu sagen, allein es thut nichts. Ich habe bereits schon so viele schwere Dinge gesagt, und habe deren noch so viele zu erzählen, daß damit zu zögern lächerlich sein würde. Ueberdies werde ich den König Ferdinand selbst sprechen lassen, und Jeder wird dann selbst entscheiden können, ob Gutherzigkeit, Heuchelei oder Cynismus ihn bewogen, über seine Schöpfung, die Colonie von San-Leucio, einen ländlichen Harem, wo er nicht weniger Sultan war, als der Sultan in dem seinigen, Rechenschaft zu geben. Ich folge hier dem Originalmanuscripte des Königs, welches mir die Königin Caroline an einem ihrer heiteren oder verächtlichen Tage mittheilte und welches betitelt war: »Ursprung und Fortschritt der Bevölkerung von Leucio.«

»Da einer meiner lebhaftesten Wünsche,« sagte Ferdinand in dieser Schrift, »stets der gewesen war, einen angenehmen und vom Geräusch des Hofes entfernten Ort zu finden, wo ich die wenigen Mußestunden, die mir die ernsten Regierungsgeschäfte lassen, nützlich anwenden könnte, und da das herrliche Caserta und der prachtvolle Palast, den mein Vater begonnen hat und den ich vollendet habe, nicht die Stille und Einsamkeit bieten, die zum Nachdenken und zur Ruhe des Geistes erforderlich sind, sondern vielmehr, um so zu sagen, eine zweite Hauptstadt inmitten des Landes bilden, wo dieselbe Pracht und derselbe Luxus wie in Neapel mich umlagern, so beschloß ich, mir in dem Park von Caserta einen einsameren Ort zu wählen, wo ich völ-

lig mir selbst leben könnte, und meine Wahl fiel auf San-Leucio.«

Man wird sogleich sehen, was der König Ferdinand unter Nachdenken und Ruhe des Geistes verstand.

»Nachdem ich daher 1773 den Wald mit einer Mauer umgeben lassen, innerhalb welcher der Weinberg und das alte Casino der Prinzen von Caserta, welches das Belvedere hieß, lagen, ließ ich auf einer kleinen Anhöhe einen kleinen Pavillon einzig und allein zu meiner Bequemlichkeit auf der Jagd bauen. Außerdem ließ ich auch, so gut es eben ging, ein altes, halb verfallenes Haus ausbessern, auch einige neue Häuser bauen und berief fünf oder sechs Individuen, welche zu der Bewachung des Waldes und des besagten Pavillons dienten, auf die Weinpflanzungen und die Ländereien, welche innerhalb der Ringmauer lagen. 1776 ward der Salon des alten Casinos in eine Kirche verwandelt und diese Kirche zur Bequemlichkeit der Bewohner, die sich täglich vermehrten und bald die Zahl von siebzehn Familien erreichten, zum Kirchspiel erhoben. So ward es denn wegen der vielen Bewohner nöthig, noch mehr Häuser zu bauen.«

Der König fährt fort:

»Als der Pavillon vergrößert worden, fing ich an daselbst zu wohnen und den Winter dort zuzubringen; da ich aber das Unglück hatte, mein erstes Kind zu verlieren und deswegen mich nur vorübergehend dort aufhielt, so beschloß ich einen nützlicheren Gebrauch von dieser Wohnung zu machen. Da die Bewohner, von denen ich gesprochen, mit vierzehn andern Familien, die sich zu ihnen gesellt, die Zahl von vierunddreißig Köpfen erreicht hat-

ten — Dank der Fruchtbarkeit, welche durch die Reinheit der Luft und die Ruhe und den häuslichen Frieden, in dem sie lebten, herbeigeführt ward — so fürchtete ich, daß so viel Säuglinge, welche sich tagtäglich vermehrten, in Zukunft in Folge ihrer mangelhaften Erziehung eine gefährliche Gesellschaft von Wüstlingen und Bösewichtern werden könnten, und wollte ein Erziehungshaus für Kinder beiderlei Geschlechts gründen, wozu ich meinen Jagdpavillon benutzte. So fing ich denn an Regeln aufzusetzen und geschickte und geeignete Personen für die Aemter zu suchen, die zur Erfüllung meines Zweckes gegründet werden mußten.

»Nachdem ich beinahe Alles geordnet, dachte ich darüber nach, daß alle Mühe, die ich mir gegeben, alle Kosten, die ich aufgewendet, leider ohne Nutzen sein würden, da diese jungen Leute, nachdem ich ihre Erziehung beendet, entweder Müßiggänger werden, oder, wenn sie irgend ein Handwerk erlernen wollten, die Colonie verlassen müßten, um ihren Lebensunterhalt anderswo zu verdienen, da ich in meinem Dienst nur einige beschäftigen konnte. Ich bedachte, wie schmerzlich jede Trennung für die betreffenden Familien sein müßte und wie sehr ich mich selbst betrüben würde, wenn ich mich dieser schönen Jugend beraubt sähe, die ich alle wie meine eigenen Kinder betrachtet und mit so viel Mühe auferzogen hatte. Ich wendete mich daher einem anderen Zweck zu. Ich beschloß diese Colonie, die, da sie sich unaufhörlich vergrößerte, dem Staate sehr nützlich werden konnte, in einer Weise zu regieren, welche geeignet wäre, diese armen Leute ruhig und glücklich zu machen und ihnen ein

Leben in der Furcht Gottes und vollkommener Harmonie zu bereiten. Sie hatten mir bisher kein einziges Mal Anlaß zu Verdruß gegeben, sondern im Gegentheil dazu beigetragen, daß ich unter ihnen die erhabene Zufriedenheit, die in den Stunden, wo die Staatsangelegenheiten gegen meine Ruhe conspirirten, so beneidenswerth war, genießen konnte«.

Wie man sieht, hatte der König Ferdinand nun endlich »die für das Nachdenken und die Ruhe des Geistes so nothwendige Einsamkeit und den so nöthigen Frieden gefunden.«

Als der König diesen unverhofften Zweck erreicht hatte, beschloß er aus Dankbarkeit für die schöne Jugend, die sein Herz erquickte, seiner so gut gedeihenden Colonie, die immer blühender zu werden versprach, Gesetze zu geben, welche an die erinnerten, die Saturnus und Rhea ihren Völkern im goldenen Zeitalter gegeben.

Demnach begann er die tyrannischen Rechte der Aeltern über die Kinder aufzuheben, durch welche letztere so oft gehindert werden, den Regungen ihres Herzens und ihrer Natur zu folgen.

So stand es den Kindern dann frei, sich zu wählen und zu heiraten, ohne daß die Aeltern etwas in dieser ernsten Angelegenheit zu thun hatten, in die sie sich oft nur mischen, um Alles zu verderben. Jedes Jahr zu Pfingsten mußten die jungen Leute, wenn sie aus der großen Messe kamen, dem ganzen Dorf zeigen, welche Wahl sie getroffen. Unter dem Portal der Kirche bot der junge Mann, nicht mehr und nicht weniger als ein Schäfer auf einem Gemälde von Watteau oder Boucher, dem jungen Mädchen, das er

liebte, einen Strauß rother Rosen. Wenn die Person, welcher er angeboten ward, die Liebe des jungen Mannes erwiederte, so gab sie ihm einen Strauß weißer Rosen, und Alles war gesagt. Die beiden Liebenden waren von diesem Tage an Brautleute und wurden den folgenden Sonntag getraut.

In der Zwischenzeit ließ der König sie zu sich kommen, natürlich Jedes allein. Er hielt ihnen eine Rede über ihre ehelichen Pflichten, und da er sich das Recht vorbehalten, das junge Paar auszustatten, vermehrte oder verminderte sich je nach der Aufmerksamkeit, mit welcher das junge Mädchen die Rede des Königs angehört, die Ausstattung. Nun wird man wohl begreifen, mit welcher Aufmerksamkeit die Braut einer so wichtigen Rede lauschte. Uebrigens gab es keine Richter, kein Tribunal. Wenn irgend ein Proceß vorkam, so gaben drei Greise, welche die Colonie gewählt hatte, unter einer Eiche ihr Urtheil ab, wie ehemals der heilige Ludwig.

Um Narrheiten und Luxus zu vermeiden, von denen sich selbst Bäuerinnen fortreißen lassen, trugen alle jungen Mädchen der Colonie dasselbe Kostüm, welches einfach, aber geschmackvoll war, und welches der König durch seinen gewöhnlichen Maler hatte zeichnen lassen. Die Auszeichnungen ausgenommen, welche der König Ferdinand selbst daran zu Gunsten guter Arbeiterinnen vornahm, konnte Niemand etwas daran ändern.

Unter Anderem war auch die Conscription abgeschafft.

Man wird leicht sehen, daß der König, um zu einem so glücklichen Resultate zu kommen, die Weisheit des Kö-

nigs Salomo mit dem socialen Wissen eines Idomeneus hatte vereinigen müssen.

Da nun der königliche Gründer der Colonie von San-Leucio nicht wußte, was er mit dem Cardinal Ruffo anfangen sollte, so stellte er ihn an die Spitze dieser Colonie.

Vielleicht war dies kein geeigneter Platz für einen Cardinal; geistreiche Leute aber, sagt man, sind nirgends am unrechten Platze, und der Cardinal Ruffo besaß außerordentlich viel Geist.

Was die Königin betraf, die nicht weniger geistreich als der Cardinal war, so sah sie mit großer Befriedigung, wie die Colonie von San-Leucio gedieh, sich vergrößerte und bevölkerte. Wenn der König den Salomo und Idomeneus studirt hatte, so hatte sie dagegen Frau von Pompadour studirt und regierte, während der König sich belustigte.

Zwar war es nicht ein heiteres Geschäft, im Jahre der Gnade 1793 zu regieren.

Das werden wir bald sehen, indem wir uns wieder den Staatsangelegenheiten zuwenden.

Dreizehntes Capitel.

Ich habe gesagt, daß noch an demselben Tage, wo man in London die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. erhalten, die englische Regierung dem französischen Gesandten andeutete, daß er das Land zu verlassen habe.

Das war eine Beschimpfung, die das stolze Frank-

reich nicht ertragen konnte. So wie es Oesterreich den Krieg zuerst erklärt, so erklärte es auch neun Tage nach der Ausweisung seines Gesandten England und Holland den Krieg.

Darauf hatte England nur gewartet. Ich hörte, wie Sir William und die Königin die Kräfte der beiden Mächte berechneten und mit Freude die Ueberlegenheit der materiellen Kräfte Großbritanniens über die Frankreichs constatirten.

Frankreich war ohne Geld, ohne Waffen, fast ohne Heer; seine ganze Seemacht bestand in sechsundsechzig Linienschiffen und achtzig Fregatten oder Corvetten.

England war in finanzieller Hinsicht in einem so blühenden Zustand, daß Mr. Pitt sagte, daß er, wenn er so viel Geld hätte, um die Nationalschuld abzutragen, doch dies nicht thun, sondern das Geld lieber in die Themse werfen würde.

Was die Seemacht Englands betraf, so bestand diese aus hundertundachtundfünfzig Linienschiffen, aus zweiundzwanzig Schiffen von fünfzig Kanonen, aus fünfundzwanzig Fregatten und hundertundacht Kuttern.

Also besaß England ungefähr viermal so viel Schiffe als Frankreich.

Wenn man nun noch die hundert Kriegsschiffe Hollands dazurechnet, so wird man sehen, daß die beiden verbündeten Mächte fünfhundertunddrei Kriegsschiffe gegen zweiundsechzig aussenden konnten.

Diese Rechnung, welche man dem König Ferdinand wohl zehnmal wiederholen mußte, gab ihm endlich den Muth, sich mit England zu verbünden und am 20. Juli 1793 unterzeichnete die neapolitanische Regierung, ohne

daß man Frankreich irgend etwas von dem Bruche mitgetheilt, einen **geheimen Vertrag** mit England.

In diesem Vertrag ward bedingt, daß der König von Neapel zwölf Schiffe, darunter vier Linienschiffe und ebensoviel Fregatten zu dem Geschwader schicken sollte, mit welchem England im Mittelmeere kreuzen wollte, wie auch sechstausend Mann zu dem Landungsheer dieses Geschwaders.

Der König hatte nach und nach den Vorsitz im Staatsrathe aufgegeben und die Königin wohnte stets den Verhandlungen bei, die sie mit der Wuth des Hasses betrieb. In zwei Monaten waren Soldaten und Schiffe ausgerüstet und ein Theil stieß zu der anglo-spanischen Flotte, welche vor Toulon kreuzte.

Durch einen royalistischen Agenten, den die Königin in dieser Stadt hatte, wurden wir von Allem unterrichtet, was vorging. Toulon hatte Theil an dem großen Aufstand genommen, welcher sich im Süden Frankreichs gegen den Convent gebildet.

Die Stadt war in drei Parteien getheilt: in die Jacobiner, die constitutionellen Royalisten und die entschiedenen Royalisten.

Wir wußten, daß die constitutionellen und die anderen Royalisten, durch die Hinrichtungen erschreckt, die ihre Zahl zu vermindern begannen, sich vereinigt hatten, und daß es sich um nichts Geringeres, als um die Ueberlieferung der Stadt an die Engländer handelte.

Am 10. September signalisirte man ein englisches Schiff, welches auf den Hafen von Neapel zusegelte und von Frankreichs Küsten zu kommen schien.

Seit einigen Wochen schon entfernten wir uns nur sehr wenig aus Neapel, da wir wichtige Nachrichten erwarteten.

Man unterrichtete also die Königin von dem Ereigniß und sie ließ uns, Sir William und mich, davon benachrichtigen. Ich sage von dem Ereigniß, denn in den Umständen, in denen wir uns befanden, war die Ankunft eines englischen Schiffes ein Ereigniß.

Wir begaben uns sogleich in den Palast. Die Königin befand sich auf der Terrasse, mit einem Fernglas in der Hand und erforschte das Schiff, welches nach und nach seine Segel reffte, um langsamer segeln zu können, und etzt in den Hafen einlief. An den Signalen sah man schon, daß dieses Schiff der »Agamemnon«, ein Linienschiff des Königs von England, war, und daß es von Toulon kam.

Das Wenige, was man soeben erfahren, war so viel, daß der König und Sir William es nicht erwarten konnten, die Nachrichten, welche das Schiff brachte, zu hören, und dieselben daher selbst holen wollten.

Beide stiegen in ein Boot der königlichen Marine und alle Gesundheitsrücksichten verachtend begaben sie sich an Bord.

Kaum waren sie daselbst angelangt, als man eine Ehrensalve abfeuerte und der »Agamemnon« in einer Rauchwolke verschwand.

Nach Ablauf einer halben Stunde kamen der König und Sir William wieder an's Land zurück.

Sir William hatte sich sogleich in das Gesandtschaftshotel begeben, und ließ mir sagen, zu ihm zu kommen, da

er meiner bei dem Empfang eines unerwarteten Gastes bedürfte.

Ich überließ es dem König, der Königin die Nachrichten mitzutheilen, die zu erfahren sie so begierig war, und da ich dachte, daß Sir William Alles ebenso gut wie der König wissen würde, da er bei der Unterredung des Königs mit dem Capitän des »Agamemnon« als Dolmetsch gedient, so nahm ich Abschied von der Königin und stieg in den Wagen, indem ich dem Kutscher befahl, nach dem Hotel zu fahren.

Sir William erwartete mich.

»Liebe Emma,« sagte er, als er mich erblickte, »ich werde Dir bald einen kleinen Mann vorstellen, der sich nicht rühmen kann, schön zu sein, der meiner Meinung nach aber eines Tages einer der größten Kriegshelden sein wird, die England jemals besessen.«

Ich mußte über Sir Williams Enthusiasmus lachen.

»Und woher weißt Du das?« fragte ich.

»Aus den wenigen Worten, die wir miteinander gewechselt haben, und ich wollte wetten, daß dieser Mann die Welt in Erstaunen setzen wird. Du weißt, daß ich nie einen englischen Officier bei mir habe empfangen wollen, aber ich bitte Dich, diesem gegenüber aus Liebe zu mir die Honneurs des Hauses zu machen. Gib also deine Befehle, daß man ein Zimmer für ihn bereit halte, und daß es ihm an nichts fehle.«

»Und wann kommt denn dein zukünftiger großer Mann?« fragte ich.

»Er muß jeden Augenblick kommen. Wir diniren

Alle zusammen bei dem König und morgen werden wir Alle den ganzen Tag in Portici verbringen.«

»Du kannst mir aber wenigstens sagen, wie dein Held heißt.«

»Horace Nelson, liebe Freundin. Vergiß diesen Namen nicht; er wird einmal berühmt werden.«

Ich hatte keine Bemerkung zu machen und machte auch keine.

Das Gesandtschaftshotel war ungeheuer groß. Vor einiger Zeit war das Gerücht gegangen, daß der Prinz von Wales — derselbe Prinz, den ich eines Abends durch die offenen Fenster bei Miß Arabella im vollen Glanze der Jugend und Liebe gesehen — nach Neapel kommen würde und bei dieser Nachricht hatte Sir William eiligst ein Zimmer für ihn herrichten lassen. Der Prinz war aber nicht gekommen, dies Zimmer war zum Empfang eines Prinzen bereit geblieben und ich dachte, daß es weder zu gut, noch zu schön für den zukünftigen großen Mann Sir Williams sei. Ich bestimmte also das Zimmer des Prinzen von Wales für den Capitän Nelson.

Der Zufall wollte, daß eines der schönsten Bilder, die Romney von mir gefertigt, sich in diesem Zimmer befand.

Als ich wieder in den Salon trat, war Sir William nicht mehr allein. Ein Officier, der die Uniform der englischen Marine trug, war bei ihm.

Sobald ich eintrat, erhoben sich Beide und kamen auf mich zu. Sir William stellte mir den Capitän Nelson vor.

Wenn man an Ahnungen glauben dürfte, so würde

ich hier erwähnen, daß ich, sei es in Folge instinctiver Anziehung oder in Folge der Eingenommenheit, die sich meiner nach dem, was Sir William mir mitgetheilt, bemächtigt, eine gewisse Bewegung empfand, als ich den Gruß des Capitän Nelson erwiederte. Dennoch war, wie Sir William mir erzählt hatte, der Capitän Nelson weit entfernt, ein schöner Mann zu sein.

Achtzehn Jahre sind seitdem verflossen und doch sehe ich ihn gerade noch so vor mir, wie an dem Tage, wo er mir vorgestellt ward und wo der Krieg ihn noch mit den Verstümmelungen verschont hatte, die er später erlitt.

Nelson war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, von kleiner Statur mit bleichem Gesicht, blauen Augen, einer Habichtsnase, wie sie das Profil der Männer des Krieges auszeichnet, und mit dem scharfausgeprägten Kinn, welches bis zur Hartnäckigkeit gesteigerte Zähigkeit andeutet. Sein Haar und Bart waren rothblond, das Haar dünn und der Bart schlecht gewachsen.

Nelson küßte mir die Hand ziemlich linkisch, aber ziemlich galant. Es war leicht in jedem seiner Worte den Seemann in der ganzen Bedeutung des Wortes zu erkennen, und man würde vergebens in ihm den englischen Gentleman gesucht haben, von welchem meine ersten Bekanntschaften mir noch einige Erinnerung gelassen hatten.

Man weiß bereits, welche Nachricht er brachte. Eine furchtbare Nachricht für Frankreich. Der erste Kriegshafen war den Engländern überliefert worden.

In Folgendem gebe ich kurz die Einzelheiten des Ereignisses, welches ich aus dem Munde des Capitän Nelson selbst erfuhr.

Ich habe bereits gesagt, daß, wie wir wußten, drei verschiedene Parteien in Toulon existiren, die Jacobiner, die constitutionellen Royalisten und die entschiedenen Royalisten.

Die beiden Letzteren, welche sich gegen die Jacobiner verbündet hatten, warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um mit ihren Gegnern einen Kampf zu beginnen.

Diese Gelegenheit sollte sich bald bieten. Die Constitution von 1793 war decretirt worden und die Jacobiner hatten sich unter Pauken- und Trompetenschall in Toulon proclamiren lassen.

Eine allgemeine Gährung verbreitete sich in der ganzen Stadt in Folge dieser Proclamation und die Contrerevolutionäre beschlossen, sich der Annahme der Constitutionsacte zu widersetzen.

Die jacobinischen Behörden, welche voraussahen, was wohl geschehen würde, ließen ein Decret anschlagen, in welchem man Jedem mit der Todesstrafe drohte, der es wagen würde, die Eröffnung der Sessionen zu beantragen. Dieses Decret brachte aber ganz die entgegengesetzte Wirkung von der, die man erwartet hatte, hervor. Jede der verbündeten Parteien strömte nämlich in Masse nach den Sectionen und der Eifer war so groß, daß man die Thüren nicht öffnete, sondern einschlug.

In einem Augenblicke war die Gegenrevolution vollendet, die Papiere des Jacobinerclubbs wurden genommen, die Hauptchefs der Gesellschaft arretirt und in die Gefängnisse gesetzt, aus welchen man die Royalisten befreite, um ihnen Platz zu machen.

Es war mit dem Schaffot wie mit den Gefängnissen,

die, nachdem sie den Royalisten gedient, jetzt den Jacobinern dienten. Weit entfernt davon, das Schaffot einzureißen, ließ man es fortarbeiten, nur daß jetzt republikanische Häupter darauf fielen, wie vordem royalistische.

Eine dieser Hinrichtungen führte einen großen Tumult herbei und beinahe wäre Alles verloren gewesen.

Das neue Tribunal verdammte einen gewissen Alexander Lambert, einen sehr populären Mann in Toulon, zum Tode. Eine Verschwörung, ihn zu retten, bildete sich und wirklich stürzte sich in dem Augenblicke, wo man Lambert zum Tode führte, eine Unmasse Volks auf die Wache, welche ihn escortirte. Der traurige Zug war in der Straße der Kupferschmiede angekommen, welche nun der Schauplatz eines schrecklichen Kampfes ward. Als ein Mann der Escorte sah, daß das Volk siegen würde, schoß er auf den Gefangenen, welcher gefährlich, vielleicht aber nicht tödtlich verwundet, obgleich die Kugel ihm durch den Leib gegangen war, zu Boden stürzte.

Wie dem auch sein mag, endlich gelang es den Sectionen, die Oberhand zu gewinnen. Die Angreifer wurden in die Flucht geschlagen, Alexis Lambert, dessen Blutspur man wie der eines verwundeten Wildes folgte, fiel wieder in die Hände der Sectionäre, welche sich um die Beute stritten. Die Einen wollten, daß man seine Hinrichtung aufschieben, die Anderen, daß man dieselbe augenblicklich vollziehen sollte. Die Mehrzahl stimmte für die unmittelbare Hinrichtung und wirklich ward Alexis Lambert noch an demselben Tage enthauptet.

Toulon ward von dem Convent außer dem Gesetz erklärt. Sonderbarerweise aber hatte Toulon, ungeachtet

seines Aufstandes, alle republikanischen Einrichtungen beibehalten und die Tricolore wehte noch immer über der Stadt. Die Royalisten glaubten noch nicht genug gethan zu haben. Als sie nach dem Meere blickten, sahen sie die anglo-spanisch-neapolitanische Flotte den Hafen blokiren. Sie beschlossen, Toulon den Engländern zu übergeben und durch diesen Verrath dem Banne des Nationalconvents zu entrinnen.

Man begann Unterhandlungen mit dem Admirale Hood anzuknüpfen, der jedoch nichts entscheiden wollte, so lange er nicht der Mitwirkung des Generals Grafen Maudés, Platzcommandanten, und des Admirals Trogof, des Commandanten der Flotte, sicher wäre. Beide gingen auf den Plan ein, allein man konnte dem Contreadmiral Saint-Julien, der ein unverbesserlicher Jacobiner war, nicht so leicht Vernunft beibringen.

Kaum hatte er Kenntniß von dem Plane erhalten, so versammelte er, anstatt denselben zu unterstützen, seine Mannschaft, hielt eine feurige Rede und ließ die Officiere und Matrosen schwören, nie zu dulden, daß die feindlichen Flotten in den Hafen von Toulon einliefen.

Der Contreadmiral Saint-Julien hatte zu dieser republikanischen Rede einen Augenblick benutzt, wo sein Vorgesetzter am Ufer war. Als Saint-Julien die Einmüthigkeit nicht seiner Mannschaft allein, sondern auch die der anderen Schiffe sah, nahm er den Befehl über das Geschwader und manövrirte auf solche Weise, daß es ihm gelang, die Passage der Rhede vollkommen zu sperren.

Wenn die Royalisten jetzt keinen verzweifelten Schlag führten, so waren sie verloren. Die Armee des Generals

Carteaux, welcher soeben Marseille genommen, marschirte gegen Toulon und indem Saint-Julien die Rhede sperrte, schnitt er ihnen den Rückzug ab.

Die Royalisten versuchten diesen verzweifelten Schritt und er gelang.

Sie schlossen mit den Engländern einen Vertrag, in welchem ausgemacht ward, daß, wenn sie in den Hafen von Toulon kämen, sie die Stadt im Namen und als Verbündete Sr. Majestät des Königs Ludwig XVII. in Besitz nehmen sollten. Nachdem dieser Vertrag geschlossen worden, erklärten sie die Flotte für eine Rebellin gegen den allgemeinen Willen der Einwohner und beschlossen, daß Gewalt gegen sie angewendet werde.

Demgemäß stellte man auf alle Posten, wo republikanische Officiere standen, royalistische und besonders an den dicken Thurm, dessen Commandanten man auftrug, die glühenden Batterien zu heizen und beim ersten Signal auf die Flotte zu schießen, während der Admiral Hood sie von seiner Seite angreifen und den Eingang in den Hafen zu erzwingen suchen sollte.

Diese Nachrichten wurden dem Contreadmiral Saint-Julien mitgetheilt, der darauf erwiederte, daß er die Stadt bombardiren und alle Schiffe sich zum Kampf fertig machen lassen werde.

Ein blutiger Bürgerkrieg war im Begriff auszubrechen und Niemand kann sagen, wie die Sache hätte enden können, als die Fregatte »die Perle«, welche der Lieutenant Van Kempen befehligte, sich plötzlich von der Flotte trennte und für die Stadt erklärte. Der Admiral benutzte die Gelegenheit sogleich. Er ließ sich nach der Fregatte

rudern und pflanzte auf derselben seine Commandantenflagge auf, denn er wußte, welchen Zauber dieselbe auf die Matrosen ausübte.

Wirklich verließ auch ein Theil des Geschwaders bei dem Anblick derselben den Contreadmiral Saint-Julien. Da ihm blos noch sieben Schiffe blieben, so beschloß er, sich in die Mitte der englischen Flotte zu begeben, ein Entschluß, den er mit unerhörtem Glück ausführte.

Von nun an aber war Toulon ohne Vertheidiger und die nun herrschenden Royalisten ließen die Engländer herein.

Obgleich die Erzählung dieser Ereignisse nicht zu den Memoiren einer Frau zu gehören scheint, so habe ich doch aus zwei Gründen dabei verweilt. Erstens hatten diese Ereignisse großen Einfluß auf Andere, an denen ich später nur zu regen Antheil nahm, und zweitens hat meine Vertrautheit mit der Königin von Neapel es mir möglich gemacht, Einzelheiten zu erfahren, die selbst Geschichtschreibern, die über diese Epoche geschrieben haben, unbekannt geblieben sind.

Vierzehntes Capitel.

Einige Zeit nach der Ankunft Nelson's in Neapel begab ich mich, vielleicht vor der gewöhnlichen Stunde, zur Königin. Man sagte mir zu meinem großen Erstaunen, daß die Königin sich eingeschlossen und daß sie verboten habe, irgend Jemanden ohne ihre Erlaubniß bei ihr eintreten zu lassen.

Da die Königin mit mir jedoch stets eine Ausnahme gemacht, so zog ich mich zurück, erstaunt, daß diese Ausnahme heute nicht wie an anderen Tagen beibehalten worden, als ich im Zimmer der Königin klingeln hörte.

Man eilte bei dem Geräusch der Klingel herbei und fragte an der geschlossenen Thür:

»Was befehlen Ihre Majestät?«

»Ruft Louis Custode,« erwiederte die Königin.

Da ich wissen wollte, warum ich wie die Anderen an die Thür ihres Zimmers gewiesen worden, so rief ich:

»Ich bin da, Majestät!«

»Emma!« sagte sie und öffnete die Thür ganz weit.

»Ich sehe wohl, daß Du da bist,« sagte Caroline lachend, »warum stehst Du denn aber hier?«

»Weil,« erwiederte ich, »Eure Majestät Jedem, wer es auch sein mag, den Eintritt in Ihr Zimmer verboten haben.«

»Bist Du denn jemals mit dem, »wer es auch sein mag,« gemeint? Du bist Emma, das heißt meine Freundin, die Einzige, vor der ich keine Geheimnisse habe. Komm, komm!«

Und sie rief mich durch eine Kopfbewegung ebenso wie mit dem Munde.

Ich folgte ihr.

In ihrem Schlafzimmer lagen auf einem breiten Canapé, welches dem Bett gegenüber stand, eine ganze Welt von Papieren, die wie ein Wasserfall von dem Sopha auf den Boden gefallen waren.

»O Gott!« rief ich, »ich hoffe, daß Ihre Majestät nicht verurtheilt ist, dies Alles zu lesen?«

»Nein, ich habe es aber gelesen, ohne dazu verurtheilt zu sein.«

»Dann überrascht es mich nicht, daß Ihre Majestät heute Morgen so bleich und so leidend aussehen.«

»Das ist begreiflich, denn ich habe nicht geschlafen.«

»Was haben Ihre Majestät denn gethan?«

»Ich habe es Dir ja gesagt, ich habe alle diese Papiere, die Du hier liegen siehst, vom ersten bis zum letzten gelesen.«

»Und zu welchem Zweck?«

»Sieh', an wen diese Papiere adressirt sind,« sagte Caroline und zeigte mir ein Couvert.

»An den Bürger Mackau, Gesandter der französischen Republik in Neapel.«

Ich blickte die Königin an.

»Wie!« fragte ich sie erstaunt, »der Bürger Mackau theilt Ihrer Majestät die Briefe mit, die er von seiner Regierung erhält?«

»O welche Unschuld!« rief die Königin.

In diesem Augenblicke hörte man eine Stimme, welche vor der Thür sagte:

»Hier ist der Mann, den Eure Majestät haben rufen lassen.«

Caroline zog den Riegel, den sie vorgeschoben, selbst zurück und öffnete die Thür.

Ein Mann, der zu der Dienerschaft zu gehören schien, trat ein.

Als er die Königin erblickte, verneigte er sich bis auf die Erde.

»Ist es gewiß,« fragte ihn Caroline, »daß ich hier alle Papiere der französischen Gesandtschaft habe?«

»Alle, ohne Ausnahme, Majestät! Selbst die, welche in dem Schreibtisch des Gesandten lagen.«

»Du lügst nicht?«

»Ihre Majestät werden es an dem Geschrei sehen, welches der Gesandte erheben wird, wenn er bemerkt, daß er bestohlen worden ist.«

»Ich habe Dir zweitausend Ducaten für diesen Diebstahl versprechen lassen.«

»Ja, Majestät, und ich habe tausend als Abschlagszahlung erhalten.«

»Obgleich die Papiere nicht so sind, wie ich es wünschte, so sind doch hier die anderen tausend Ducaten.«

»Ich danke, Majestät; man hat mir aber noch mehr versprochen.«

»Was denn noch?«

»Da ich der Einzige bin, der das Zimmer des Gesandten betreten, so wird man mich auch zuerst in Verdacht haben und gewiß festnehmen.«

»Was kann es Dir denn schaden, wenn die Richter Dich nicht verurtheilen?«

»Ich werde aber dennoch einige Monate im Gefängniß sitzen müssen.«

»Was kann das Dir denn aber schaden, wenn Du für jeden Monat, den Du im Gefängniß zubringen wirst, hundert Ducaten erhältst?«

»Wenigstens ist dies dann eine Entschädigung. Auf alle Fälle vertraue ich mich der Gnade der Königin an.«

»Lasse Dich festnehmen, läugne kühn, was auch für Beweise wider Dich sein werden, stelle uns unter keinem Vorwand bloß und sei ruhig.«

Der Dieb — denn, wie man gesehen haben wird, war es wirklich ein Dieb — steckte die Börse ein.

»Wie!« sagte die Königin, »Du zählst ja nicht?«

»O, das wäre ja ein Beweis von Mißtrauen.«

»Es ist gut, Du wirst wegen deines Vertrauens belohnt werden. Verlaß mich jetzt.«

Der Mann verneigte sich abermals bis auf die Erde und ging fort.

»Nun?« fragte mich die Königin, »verstehst Du jetzt den Stand der Dinge?«

»Nein, denn ich kann nicht glauben, daß Ihre Majestät den französischen Gesandten durch diesen Mann haben seiner Papiere berauben lassen.«

»Dies ist aber dennoch die einfache und genaue Wahrheit.«

Ich gestehe, daß ich erschrak, denn ich dachte, daß ein auf den Befehl meiner Königin ausgeführter Diebstahl doch immer ein Diebstahl sei.

Caroline errieth, was in meinem Innern vorging.

»Ich glaubte in diesen Papieren Beweise für ein Einverständniß zwischen den Jacobinern von Neapel und den Jacobinern von Paris zu finden,« sagte sie. »Ich habe mich allerdings geirrt, jedoch darin etwas nicht weniger Wichtiges gefunden.«

»Und was haben Ihre Majestät gefunden?«

»Warte,« sagte Caroline, »es ist mir, als ob das der Tritt des Königs wäre — ja, er ist es. — Was will er denn zu dieser Stunde bei mir?«

In diesem Augenblicke klopfte man ziemlich laut an die Thür.

»Ob ich nicht Recht habe!« sagte die Königin, indem sie sich so setzte, daß sie die Papiere unter den Falten ihres Gewandes verbarg.

Ich öffnete.

Der König sah sehr unruhig aus.

»Mein Himmel!« rief Caroline lachend, »was fehlt Ihnen denn, mein Herr, und warum sehen Sie denn so verstört aus?«

»Sie wissen wohl nicht, was diese Nacht geschehen ist?«

»Nein, wenn Sie mir es aber gesagt haben werden, so werde ich es wissen.«

»Gestatten Sie aber vorher, daß ich als galanter Cavalier Mylady die Hand küsse und mich nach dem Befinden Sir Hamilton's erkundige.«

Ich reichte dem König die Hand, die er, wie er gesagt, galant küßte.

»Sir William befindet sich ausgezeichnet gut,« erwiederte ich, »und wird sich sehr darüber freuen, daß Ew. Majestät sich seiner so gnädig erinnern.«

»Jetzt, nachdem Sie diese Pflichten erfüllt haben,« hob die Königin wieder an, »erzählen Sie mir die schreckliche Begebenheit, die sich diese Nacht ereignet hat.«

»Nun, diese Nacht hat man die Papiere der französischen Gesandtschaft gestohlen.«

»Bah!«

»Und heute Morgen hat der Kanzler in Namen des Bürgers Mackau bei dem General Acton auf Klage angetragen.«

»Wirklich?«

»Und die Klage lautet dahin, daß man eine Person am Hofe von Neapel der That verdächtig hält.«

»Dann ist er intelligenter, als ich glaubte.«

»Wer er?«

»Der Bürger Mackau.«

»Was meinen Sie?«

»Ich meine, daß Ihr bester Spürhund, Sire, die Spur der Papiere nicht besser hätte verfolgen können, als es der Bürger Mackau gethan.«

»Wie, Madame! Sie wissen um diesen Diebstahl?«

»Ja, ich habe davon sprechen hören.«

»Und Sie wissen, wo die Papiere sind?«

»Ich vermuthe es.«

»Wo sind sie denn aber?«

»Wollen Sie es wissen?«

»Gewiß, und wäre es nur um den Forderungen des Bürgers Mackau nachzukommen.«

»Nun, hier sind sie!« sagte die Königin, indem sie sich erhob und die Papiere sichtbar machte, auf denen sie gesessen und die sie unter den Falten ihres Gewandes verborgen hatte.

»O mein Gott!« rief der König erbleichend.

»Emma! Emma!« sagte die Königin lachend, »rücke Seiner Majestät einen Fauteuil hin, sie wird schwach.«

Die Lachlust steckte auch mich an und ich rückte dem König einen Lehnstuhl hin, auf dem er niedersank.

»Madame,« sagte er, »man wird aber erfahren, daß wir es sind, die die Papiere haben stehlen lassen, und der Diebstahl dieser Papiere zieht einen Krieg mit Frankreich nach sich!«

»Erstens, mein Herr,« sagte die Königin, »haben nicht wir die Papiere stehlen lassen, sondern ich habe es gethan; zweitens wird man nicht erfahren, daß ich es gewesen bin, und drittens hätten wir auch ohne den Diebstahl dieser Papiere einen Krieg mit Frankreich gehabt. Der Diebstahl der Papiere ändert also nichts.«

»Und warum hätten wir ohnedies Krieg mit Frankreich?«

»Ganz einfach, weil der Bürger Mackau Augen hat, weil er unsere Rüstungen gesehen, die Soldaten und Schiffe, die wir nach Toulon geschickt haben, gezählt hat, weil Frankreich von Allem unterrichtet ist und weiß, daß wir viertausend Mann und vier Schiffe in Toulon haben.«

»Wir können dem französischen Gesandten dennoch nicht die geforderte Genugthuung verweigern.«

»Und welche Genugthung fordert er?«

»Criminelle Untersuchung des Diebstahls, wenn der Dieb ein Neapolitaner ist.«

»Geben Sie ihm nur diese Genugthuung!«

»Wenn der Dieb nun aber gesteht?«

»Er wird nichts gestehen!«

»Wenn er aber dennoch verurtheilt wird?«

»Er wird nicht verurtheilt werden, da er vor einem neapolitanischen Tribunal stehen wird.«

»O Madame,« sagte der König, »verlassen Sie sich nicht darauf; heutzutage strebt man nach Unabhängigkeit.«

»Eben das will ich verhindern, mein Herr,« sagte die Königin, indem sie die Stirn runzelte, »und wenn es sein muß, so werde ich mit den Tribunalen den Anfang machen.«

»So ist dies also Ihre Sache?«

»Ja wohl!«

»Sie wollen dies Geschäft auf sich nehmen?«

»Ja.«

»Dann handeln Sie nach Ihrem Dafürhalten. Meinetwegen mag geschehen, was da will, wenn mir nur meine Wälder bleiben, in denen ich jagen, und ich den Golf behalte, wo ich fischen kann.«

»Und San-Leucio, wo Sie sich ausruhen können,« fügte die Königin mit verächtlichem Lachen hinzu.

»Würde mir Ihre Majestät die Ehre erweisen, sich um San-Leucio zu kümmern?« fragte der König.

»Und warum sollte ich das, wenn jetzt an der Spitze dieser interessanten Colonie ein so verdienstvoller Mann wie der Cardinal Ruffo steht? O, wenn er anstatt Inspector Schatzmeister wäre, so würde ich vielleicht nicht so ruhig sein.«

»Was haben Sie denn gegen den armen Cardinal? Ich versichere Sie, daß er ein Mann von großer Ergebenheit für uns ist.«

»Für Sie, wollen Sie wohl sagen?«

»Du mein Gott, Madame,« sagte der König lachend, »sind wir denn nicht Beide Eins?«

»O nein, mein Herr, und ich rühme mich dessen.«

»Sie behandeln mich heute Morgen sehr ungnädig, Madame.«

»Behandle ich Sie denn Abends besser als am Morgen?«

»Was soll denn Lady Hamilton von mir denken?«

»Lady Hamilton bildet ihre Meinungen nach den meinigen.«

»Das heißt,« sagte der König lachend, »daß Lady Hamilton mir, wie Sie, die Ehre erweist, mich zu verabscheuen.«

»O!« sagte die Königin, »Sie wissen recht wohl, daß ich ein anderes Gefühl als das des Hasses für Sie empfinde.«

»Ich sehe nun wohl ein, daß ich heute Morgen bei Ihnen nicht das letzte Wort behalte.«

»Waren Sie deshalb gekommen?«

»Nein, Madame; ich war gekommen, um Sie zu sehen und Ihnen die Neuigkeiten des Morgens mitzutheilen.«

»Nun gut, ich will Ihnen dafür die Neuigkeiten des Tages sagen. Wir, Monsignor Acton und ich, haben beschlossen, daß zwei Schiffe und dreitausend Mann Verstärkung zur anglo-spanischen Flotte gesandt werden. Die Generale von Gambo und Pignatelli sollen den Oberbefehl erhalten. Ich überlasse Ihnen die Ehre der Initiative, wenn Sie dieselbe heute im Cabinetsrath nehmen wollen, nur drängen Sie zur Eile, denn der Capitän Nelson verlangt diese Verstärkung durchaus.«

»Und wird es mir durch diese Thätigkeit gelingen, Ihre Gnade wieder zu erlangen?«

»Sie haben dieselbe ja niemals verloren, mein Herr,« sagte die Königin mit halb anmuthigem, halb spöttischem Lächeln.

Der König näherte sich ihr, faßte ihre Hand und

küßte dieselbe, indem er sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck anblickte.

»So sind Sie also entschieden zum Krieg entschlossen?«

»Ja, entschieden, mein Herr, und dies um so entschiedener, als es gar nicht anders geht.«

»So sei es denn, Madame! In den Kampf! Sie werden sehen, daß, wenn der Augenblick gekommen sein wird, den Degen aus der Scheide zu ziehen, ich eben so tapfer sein werde, wie jeder Andere.«

»Das wird Ihnen um so leichter sein, mein Herr, als der König Carl III., als er Neapel verließ, Ihnen den Degen zurückgelassen hat, mit dem Philipp Spanien und er selbst das Königreich Neapel besiegt hatte. Nun ist dieser Degen seit der Schlacht von Velletri nicht an's Tageslicht gekommen und in dreiundvierzig Jahren kann zwischen einer Scheide und einer Klinge Vieles geschehen.«

»Meiner Treu, meine liebe Schulmeisterin,« sagte der König kopfschüttelnd, »Sie besitzen für mich zu viel Geist und ich lasse Sie daher im alleinigen Besitz des Terrains.«

Nachdem er sich vor uns verneigt, zog er sich zurück.

»Jetzt,« sagte die Königin, »während mein theurer Gemal ein Alexander oder ein Cäsar wird, wollen wir die nutzlosen Papiere verbrennen und nur die aufheben, die es werth sind.«

Wir machten uns an's Werk und ich muß offen bekennen, daß dieser entschiedene Charakter mich in seinem Willen mit fortriß, wie ein Gestirn den Trabanten in seinen Kreislauf mitzieht.

Die Begebenheiten, die ich soeben erzählt, waren acht oder zehn Tage vor der Ankunft des Capitän Nelson geschehen, auf den zurückzukommen es jetzt Zeit ist.

Fünfzehntes Capitel.

Man wird sich der Antwort erinnern, die Desdemona auf die Frage des Senats von Venedig gab:

»Wie habt Ihr, die Ihr jung, schön und edel seid, den Mann lieben können, der weder edel, noch schön, noch jung ist?«

Desdemona erwiedert:

»Er erzählte mir von seinen Reisen, seinen Gefahren, Kämpfen und stundenlang hing meine Seele an seinen Lippen.«

Ungefähr ebenso war es, ich will nicht sagen mit dem ersten Gefühl der Liebe, sondern mit dem ersten Gefühl von Sympathie, welches mir Nelson einflößte.

Er war ein rauher Seemann, eine Art John Bull, der symbolische Typus des englischen Volks. Von den ehrgeizigsten Wünschen beseelt, ward er, da er fern von den Thronen geboren worden, bei der ersten Annäherung derselben, von dem Glanz geblendet, der von ihnen ausging.

Hier ist seine Geschichte, wie er sie eines Abends der Königin und mir erzählte.

Er war am 29. September 1758 in einem kleinen Dorfe der Grafschaft Norfolk geboren. Demnach war er zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, fünfunddreißig Jahre alt.

Er hatte Teneriffa noch nicht belagert und auch den corsischen Feldzug noch nicht mitgemacht; daher hatte er auch noch weder den rechten Arm, noch das linke Auge verloren.

Er war der Sohn eines einfachen Geistlichen. Das Dorf, wo er geboren ward, hieß Burnham-Thorpes.

Seine Mutter starb jung und hinterließ der Fürsorge des armen Dorfgeistlichen elf Kinder.

Der Vater erzog sie sparsam und mit der milden Liebe, welche die Glieder einer armen und zahlreichen Familie mit einander verbindet. Er unterrichtete sie alle selbst, Knaben wie Mädchen, richtete aber seine Gesundheit dabei zu Grunde, und um dieselbe wieder herzustellen, war er genöthigt, die Bäder von Bath zu brauchen.

Der älteste Sohn, William Nelson, übernahm in der Abwesenheit des Vaters die Leitung der kleinen Colonie.

Die arme Familie hatte einen Verwandten, einen Bruder der Mutter, welcher mit der Familie Walpole verwandt war. Dieser Onkel war Schiffscapitän und hieß Morris Suckling.

Eines Tages wollte der Zufall — wovon hängt oft das Schicksal der Menschen, selbst das der gekrönten Häupter ab! — eines Tages wollte der Zufall, daß der kleine Horace Nelson während des Osterfestes in einer Zeitung las, daß sein Onkel den Oberbefehl über den „Reasonable“, ein Schiff von vierundsechzig Kanonen, erhalten hatte.

„Bruder,“ rief er, indem er sich an William wendete, „schreibe sogleich, ohne einen Augenblick Zeit zu ver-

lieren, an den Vater und bitte ihn, meinen Onkel Morris zu fragen, ob ich mit ihm zur See gehen dürfte.«

Noch an demselben Tage ward der Brief abgeschickt. Als der Vater denselben las, rief er aus:

»Ich glaube, Horatio ist dazu berufen. Ich würde nicht erstaunen, wenn er die höchste Mastspitze erkletterte!«

Wirklich that Nelson das auch.

Suckling nahm den Vorschlag an, und der kleine Nelson, der so schmächtig wie eine Weidenruthe war, ward an Bord des »Reasonable« aufgenommen.

Horatio Nelson machte auf diesem Schiffe zwei Reisen, eine dritte auf dem »Triumph«, und nachdem das letztere desarmirt worden, schiffte er sich auf einem Kauffahrteischiffe ein. Bei seiner Rückkehr nach London fand er seinen Onkel als Director einer practischen Seemannsschule auf demselben »Triumph«, auf dem er gesegelt, wieder. Er trat in diese Schule ein, da ihm aber dieses Leben auf süßem Wasser unerträglich, so ließ er sich freiwillig zum Theilnehmen an einer Entdeckungsexpedition nach dem Nordpol anwerben.

Demgemäß begab er sich an Bord des »Race-Corse«. Nachdem das Schiff die äußersten Grenzen des Oceans erreicht, blieb es zwischen den Eisbergen festsitzen. Bei einer dieser Expeditionen auf dem in Eis verwandelten Meere begegnete der junge Horatio einem Bären und griff diesen zuerst an, obgleich er weiter keine Waffe als ein Messer besaß. Von seinem furchtbaren Gegner fest umschlungen, wäre er beinahe zwischen den Armen des Ungeheuers erstickt, als einer seiner Gefährten den Bären in's Ohr schoß und tödtete.

Nelson war sechzehn Jahre alt und noch so schwächlich, daß man ihn kaum für zwölf alt hielt.

»Warum hast Du bei deiner geringen Kraft,« fragte ihn der Capitän, »einen solchen Gegner angegriffen?«

»Ich wollte sein Fell meinem Vater und meinen Schwestern mitbringen,« erwiederte Nelson.

Die rauhen Proben, denen das Meer die Seefahrer unterwirft, verdoppelten später Nelson's Kräfte und befestigten seine Gesundheit.

Nachdem das Schiff aus den Eisfelsen befreit worden, befand es sich dann wieder im offenen Meere. Hierauf begab sich Nelson auf das »Sea Horse«, ein Schiff von zwanzig Kanonen, und befuhr den indischen Ocean. Nachdem er zwei Jahre an den Küsten desselben verweilt, wo die Luft vergiftet ist, kehrte der junge Seemann in einem Zustand solcher Kränklichkeit zurück, daß man glaubte, er würde sterben.

Sechs Monate genügten jedoch, um ihn wieder herzustellen. Er benutzte die Zeit seiner Genesung dazu, um sich für seine Examina vorzubereiten, aus denen er siegreich und mit dem Grade eines Marineunterlieutenants hervorging. Hierauf kämpfte er gegen Amerika, als es den Unabhängigkeitskrieg begonnen, vertheidigte Jamaica gegen den Admiral Estaing, ging nach Südamerika und erneuerte hier die Heldenthaten jener Küstenbrüder, deren Geschichte mit dem Zauber eines Romans bis zu uns gedrungen ist.

Eines Tages schlief er bei einem seiner Streifzüge in den Wäldern von Peru am Fuße eines Baumes ein.

Eine Schlange kroch in den Mantel, in den Nelson sich gewickelt hatte.

Eine Bewegung, welche der Schlafende machte, störte die Schlange, welche ihn stach. Es war eine schwarze Schlange von der gefährlichsten Gattung. Das Gegengift, welches die Eingebornen noch rechtzeitig innerlich und äußerlich bei ihm anwendeten, rettete den jungen Seemann, zum zweiten Male, aber kam er todtkrank nach England zurück.

Er genas jedoch wieder, wenn auch nicht vollständig, und sein ganzes Leben hindurch fühlte er die Nachwirkung dieser Vergiftung.

Drei Monate nach seiner Rückkehr erhielt er auf die Empfehlung des Lord Cornwallis den Oberbefehl über eine Brigg von 26 Kanonen, mit der er in der Nordsee kreuzte und die Küsten Dänemarks kennen lernte.

Im Frühling ward Nelson nach Nordamerika geschickt. Von vier französischen Fregatten verfolgt und umringt, entkam er dadurch, daß er mit seiner Brigg durch einen bis dahin für unzugänglich gehaltenen Paß segelte.

Er berührte Canada.

Hier war es, wo Nelson zum ersten Male liebte, und an der Heftigkeit dieser ersten Leidenschaft konnte man sehen, welchen Einfluß die Liebe auf sein Leben haben würde. Um sich nicht von der Frau zu trennen, die er liebte, wollte er seine Entlassung einreichen, seinem Beruf entsagen und sein Schiff nach England zurückschicken, selbst aber zurückbleiben. Seine Untergebenen, die ihn anbeteten, behandelten ihn wie einen Tollen und beschlossen, ihn von seiner Tollheit zu heilen. Sie thaten nämlich, als ob sie seinen Befehlen gehorchten, entfernten sich, kamen die Nacht zurück, drangen bis in sein Zimmer, fesselten ihn an Händen und Füßen, und nachdem sie ihn so in ihrer Gewalt

hatten, schleppten sie ihn an Bord, lichteten die Anker und gaben ihm die Freiheit erst dann wieder, als man sich auf dem offenen Meer befand.

Diese Leidenschaft erlosch nur, um einer andern das Feld zu räumen. Bei seiner Rückkehr nach England verliebte er sich in Mistreß Nisbett, eine junge Witwe von neunzehn Jahren, und heiratete sie.

Er nahm seine junge Frau und einen reizenden kleinen Knaben, Namens Josua, einen Sohn aus ihrer ersten Ehe, mit in das Haus seines sterbenden Vaters und zum zweiten Male glaubte man ihn für den Seemannsberuf verloren.

Und wirklich bedurfte es der Kriegserklärung Frankreichs gegen England, um ihn dem angenehmen Dunkel zu entreißen, in welches er sich geflüchtet. Die Admiralität suchte ihn in seinem Hause auf und übertrug ihm den Oberbefehl über den »Agamemnon«, zu welchem er das Geschwader des Admirals Hood im Mittelmeere zog. Er kam gerade noch zeitig genug, um an der Einnahme von Toulon Theil zu nehmen, nach welcher man ihn, wie man bereits gesehen, nach Neapel schickte, wo er Verstärkung holen sollte.

Ich habe gesagt, wie er von dem König und der Königin empfangen ward.

Einmal zum Kriege entschlossen, konnte Ferdinand nicht bessere Nachrichten wünschen, als wie Nelson sie ihm brachte. Man hatte offen und vollständig mit Frankreich gebrochen. Auf die Klage des Bürgers Mackau hatte man den Dieb der Papiere des französischen Gesandten festge-

nommen, vor ein Tribunal gestellt und freigesprochen, obgleich die Beweise seiner Strafbarkeit offenkundig vorlagen.

Wie die Königin aus den Briefen des Gesandten ersehen, hatte Mackau alle Wortbrüchigkeiten des Hofes von Neapel erkannt. Er hatte die Flotte in See gehen, Nelson ankommen sehen, das Echo der Artigkeiten, welche der König, wie die Königin dem Seehelden erwiesen, war bis zur französischen Gesandtschaft gedrungen, kurz, eines Morgens erhielt der Gesandte von seiner Regierung den Befehl, Neapel zu verlassen und war, über die neapolitanische wie päpstliche Regierung aufgebracht, abgereist. Mit ihm reisten die Gattin und die Tochter Basseville's, den man in Rom ermordet. Die Eine beweinte den Vater, die Andere den Gatten.

Von der Terrasse des Palastes aus sahen wir Mackau sich auf ein neutrales Schiff begeben und da er seinerseits eine Gruppe Frauen den königlichen Zimmern gegenüber sah, so glaubte er, die Königin sei auch da und streckte die Arme drohend nach uns aus.

Ich hatte jedoch in dem Gefolge des Gesandten für nichts Augen, als für jene beiden schwarzgekleideten Frauen, deren Trauer lauter um Rache schrie, als die drohende Geberde des Gesandten.

Nelson war von dem Empfange, der ihm vom Könige, von der Königin und Sir William bereitet worden, berauscht. Als ein Kind des Volks, fern vom Hofe geboren, fühlte er gleich wie ich den Zauber, den ein königliches Lächeln ausübt, tiefer als die Personen, welche von Geburt einen höheren Rang besitzen.

Hier folgt der Brief, den er am 14. September 1793 an seine Gattin schrieb:

»An Mistreß Nelson.

»Die Nachrichten, die ich gebracht habe, sind mit der größten Zufriedenheit aufgenommen worden. Nachdem der König mir zuerst einen Besuch am Bord des »Agamemnon« abgestattet, hat er sich zweimal nach meinem Befinden erkundigen lassen. Er nennt die Engländer die Retter Italiens und besonders die Retter seines Reiches. Uebrigens habe ich für Lord Hood mit einem Eifer gearbeitet, wie Niemand denselben weitertreiben kann, und ich übersende ihm den herrlichsten Brief, den die Hand eines Königs je geschrieben.

»Ich habe diesen Brief durch die Verwendung Sir William Hamilton's und des Premierministers, der ein Engländer ist, erhalten. Lady Hamilton empfindet anbetungswürdige Theilnahme für Josua.

»Diese Lady Hamilton ist eine junge Frau von ausgezeichnetem Anstand, die dem Rang, zu dem sie erhoben worden ist, alle Ehre macht. Ich werde Lord Hood sechstausend Mann Verstärkung von hier zuführen.

»Grüße meinen lieben Vater, wie auch Lord und Lady Walpole. Ich bin wie stets dein Dich liebender

»Horace Nelson.«

So lange Nelson sich in Neapel aufhielt, wohnte er in dem Gesandtschaftshotel. Ich habe bereits gesagt, welchen Eindruck er auf mich hervorbrachte. Später wiederholte er mir oft, daß er mich von dem ersten Augenblicke an, wo er mich gesehen, geliebt habe; während dieser ersten Reise jedoch sprachen nur seine Blicke und noch so wenig entschlos-

sen, daß er abreiste und mich in dem Zweifel zurückließ, ob er mich liebte, oder nur einfach eine brüderliche Zuneigung für mich empfände.

Bei mir galt das Gefühl, welches ich empfand, wenn es überhaupt die Grenzen der Freundschaft überschritt, gänzlich dem schönen Jüngling, dem Sohn der Mistreß Nisbett, der in einem Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren bereits die Uniform eines Marineofficiers trug.

Wenn ich, auf einem Divan liegend, den Arm um Josua's Hals geschlungen, der Erzählung von den Reisen, den Gefahren und den Kämpfen seines Stiefvaters lauschte, pflegte Sir William, der stets für das Alterthum eingenommen war, mich mit der Königin von Karthago zu vergleichen, wie sie Ascanius liebkost und dabei den Erzählungen des Aeneas lauschte.

Ende des vierten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

In A. Hartleben's Verlag
in Pest, Wien und Leipzig
ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

La San Felice.

Historischer Roman
aus der Zeit Neapels während der Franzosen-Herrschaft
von

Alexander Dumas.

14 Bände. Eleg. geheftet. 5 Thr. 18 Ngr. = 8 fl. 82 kr. ö. W.

Der historische Hintergrund dieses neuesten, großen Romans des berühmten Verfassers, ist die Eroberung Neapels durch die Franzosen i. J. 1798, die Proclamation der Parthenopeischen Republik, das viermonatliche Bestehen derselben und die Wiedereinsetzung des legitimen Königs. Eine große Anzahl geschichtlicher und anderer interessanter Persönlichkeiten bewegt sich in diesem lebensvollen Drama, welches in jeder seiner bald erheiternden, bald erschütternden Scenen **die Hand des alten erprobten Meisters verräth.**

Für die geschätzten Abnehmer und Leser
des vorliegenden Romanes

Memoiren einer Favorite

empfiehlt sich die Lectüre von „La San Felice" um so mehr, als die handelnden Personen beider Werke sich in innigem Zusammenhange mit einander befinden, ohne daß dieß jedoch die vollkommene Selbstständigkeit jedes der zwei Romane behinderte.

A. Hartleben's Verlag.

A. Hartleben's Verlagsbuchhandlung in Wien

empfiehlt hierdurch bestens

die in ihrem Verlage erschienene große Auswahl von

Romanen

der

besten und beliebtesten Schriftsteller des Auslandes

welche sich durch fließende Uebersetzung, schöne, gleichmäßig Ausstattung und billige Preise besonders auszeichnen und zu Geschenken, zur Errichtung und Ergänzung von Familien-, Regiments- und Leihbibliotheken besonders eignen.

Jedermann ist im Stande, sich mit nur geringen Kosten bald ein gediegene und werthvolle Bibliothek aus diesen Romanen zu sammeln.

Verzeichnisse können gratis entweder direct von uns oder durch jede Buchhandlung bezogen werden.

A. Hartleben's Verlag in Wien